Oeffentlicher

Schulpreis.

Bild
938

Fünfter Preis

für

Karl Keller,

Schüler der I. Klasse

zu St. Anna.

Augsburg, am 24. August 1838.

Lehrer: Joh. Sigmund Etzel.

# Gutwills Spatziergänge

mit seinem

# Wilhelm,

für

junge Leser herausgegeben

von

Johann Heinrich Gottlieb Heusinger.

Suchet, so werdet ihr finden.

Zittau und Leipzig,
bei Johann David Schöps, 1792.

Carl Keller
Augsburg.

Stadtbibliothek Augsburg

Meinen
geliebten Zöglingen
**Franz und Emmanuel,**
zweien guten Söhnen
des
Herrn Großhändlers
**Salomon**
in Rumburg,
dessen Bescheidenheit ich mit Verschweigung
Seiner vortreflichen Eigenschaften ehre,
widme ich
**diese Schrift,**
mit der Versicherung,
daß sie den größten Theil ihrer Bestimmung
erreicht hat, wenn sie dazu beiträgt,
**Ihren Verstand**
für brauchbare Wahrheit
und
**Ihr Herz**
für unverstellte Menschenliebe empfänglich
zu machen.

Heusinger.

# Vorrede.

## An die Beurtheiler.

Dieses Schriftgen ist bestimmt eine Idee zu realisiren, die man in der pädagogischen Welt für neu erkennen wird, wenn man sie nicht mißversteht. Der Verfasser hatte keineswegs die Absicht eine bloße Moral für Kinder zu schreiben, und die Menge der Schriften über diesen Gegenstand durch einen überflüßigen Beitrag zu vermehren, obgleich die erste Abtheilung des Werkchens sich blos mit moralischen, und die zweite größtentheils sich mit religiösen Begriffen beschäftiget. Nach seinen Erfahrungen und Ueberzeugungen tritt in den Jahren der Ausbildung des menschlichen Geistes, welche die Ju-

gend ausmachen, eine Periode ein, wo das Kind, das, den Trieben seiner Natur überlassen, und durch keinen voreiligen Erzieher mit Gewalt auf etwas anderes gelenkt, vorher sich blos mit Gegenständen beschäftigte, die es anfassen, zerschneiden, zersägen, verändern, mit Händen bearbeiten, oder wenigstens mit den Augen sehen konnte, anfängt sich mit Vorstellungen zu beschäftigen, welche keinesweges in der Körper- und Sinnenwelt anzutreffen sind, sondern nur durch Reflexion und Nachdenken erzeugt, und vermöge eines in dieser Periode ebenfals zuerst sich äußerndes Interesses daran, in den Gesprächen mit ältern Personen, bemerkt, aufbewahret, und nach und nach verstanden werden. Man darf es bis jezt noch nicht wagen, aus Erfahrung zu bestimmen, in welchen Jahren diese Periode beginnt, weil man diese Erfahrungen an Kindern sammlen müßte, die auf eine ganz andere Art erzogen würden, als die in den cultivirten und incultivir-

ten Staaten unsers Erdbodens eingeführte ist; man hat aber Gründe anzunehmen, daß die sich selbst überlassene Natur die Jahre der eintretenden Pubertät dazu bestimmt habe. Das Kind, welches vorher keine andern Neigungen äußerte, als seine Kräfte an körperlichen Gegenständen zu versuchen, zu laufen, zu ringen, Handarbeiten zu thun, Häuser zu bauen und einzureissen, allen Handwerkern und Arbeitsleuten Vortheile abzulernen; das wenig auf sich selbst achtete, und sich noch weniger um das Urtheil anderer Leute bekümmerte, wenn sein Gaum oder andere seiner Begierden nicht unmittelbar ihre Rechnung dabei fanden, das für die Worte: Nutzen, Pflicht, Schicklichkeit, Anständigkeit, keine Vorstellungen hatte (denn so wird man das Betragen unverdorbener, unverzogener Kinder bis gegen das 12 Jahr finden, wenn man sich bei seinen Beobachtungen von allem los gemacht hat, womit Gewohnheit, Meinung

und Vorurtheil aller Art, das Auge der gewöhnlichen Erzieher und Kinderbeobachter umnebelt hält) dieses Kind wird aufhören so ungestüm und unbekümmert zu seyn, es wird an dem Gespräche verständiger Personen Antheil nehmen, über Verhältnisse und Beziehungen der Menschen und der Dinge nachdenken, die nie in der Sinnenwelt dargestellt werden können, sondern blos durch Vernunft denkbar sind.

Jezt wird es anfangen, sich bei den Worten Schicklichkeit, Pflicht, Nutzen ꝛc. etwas zu denken. Es ist wahr, daß ein großer Theil von Erziehern in Deutschland diesen Erfahrungen des Verfassers gerade zu widersprechen werden, daß sie, die mit ihren Kindern von 7 Jahren schon von Pflicht, von Ordnung und Regelmäßigkeit der Natur, von dem Anständigen im Umgang mit Menschen sprechen, ihre vermeintlichen Erfahrungen vom Gegentheil dem Verfasser vorlegen werden.

den. Da dieser aber nichts dabei zu erinnern findet, als ihnen fortgesetzte, aufmerksamere Beobachtung und genauere Prüfung der Kinder zu empfehlen, und sie zu bitten, vorzüglich auf die Irrthümer, die ihre Kleinen im Reden und Handeln begehen, aufmerksam zu seyn, und sich darüber gründliche Rechenschaft abzulegen; so sey es ihm erlaubt, hier in der Darstellung seiner Ueberzeugungen fortzufahren.

Nach den ewigen Gesetzen der menschlichen Natur ist dem Kinde eine gewisse Zeit bestimmt, sich die Gemüthsvermögen, deren Anlagen es nur auf die Welt mitbrachte, zu erwerben, deren Besitz und Gebrauch das Leben eines Menschen ausmachen. Man scheint diese Wahrheit noch nicht genug beherzigt zu haben, sonst würde man in den pädagogischen Schriften deutlichere Spuhren davon antreffen.

Wenn nemlich der Erzieher sich das Geschäft auflegt, in diesen Jahren über den heranwachsenden Sprößling zu wachen, daß kein Feind von außen seinen emporstrebenden Trieb zerknicke, und daß sich in seinem Innersten kein schädlicher Saft einmische, der das Bäumchen bald oder spät mit dem Verderben bedrohen könnte, so sollte man meinen, dieser Erzieher würde sich vor allem nach der Natur seines jungen Menschen, nach der Anzahl und nach der Beschaffenheit der in demselben befindlichen Grundkräfte, nach der Art und Ordnung ihrer Entwickelung und Ausbildung erkundiget, und seine Resultate auch andern Erziehern mitgetheilt haben. Man findet aber über diese Materie in der That sehr wenig befriedigendes in den Schriften der Erzieher alter und neuer Zeiten. Man liest zwar hie und da etwas über die Ausbildung der menschlichen Gemüthsvermögen; man bemerkt aber sehr bald, daß die Verfasser

der Schriften selbst weder über die Natur derselben, noch über ihre Anzahl, noch über die Art und Ordnung ihrer Ausbildung einverstanden sind.

Der Verfasser dieser Schrift, welcher sein gegenwärtiges Geschäft mit der Ueberzeugung antrat, daß er die Entwicklung der Gemüthskräfte seiner Zöglinge nach keiner andern Methode befördern dürfte, als nach der in der Natur dieser Kräfte selbst bestimmten Art, kannte daher, nachdem er sich in den Schriften der verdienstvollsten Pädagogen vergebens zu belehren gesucht hatte, kein dringenderes Geschäfte, als sich über die Natur der menschlichen Gemüthskräfte eine vollendete Rechenschaft abzulegen; die Resultate seines Nachdenkens mit seinen Beobachtungen, und den Erfahrungen anderer Erzieher zu vergleichen, um sich dadurch die Versicherung geben zu können, daß er wirklich das Werk der Natur befördere, und nicht aus Kurzsichtigkeit ihren Absichten

ten entgegen handle. Kaum glaubte er in dem Besitz dieser Kenntnisse zu seyn; so konnte er sich auch die Ursache angeben, warum die aufrichtigsten und glücklichsten Bemühungen verschiedener berühmter Erzieher die ersten und wichtigsten Fragen unbeantwortet gelassen hatten.

Es war nemlich der menschlichen Vernunft überhaupt noch nicht gelungen, sich zu der vollendeten Kenntniß ihres eigenen Vermögens hinauf zu schwingen. Unbestimmte, nicht selten widersprechende Antworten ertheilten deswegen die Sachwalter der Vernunft, die denkenden Köpfe, über diesen Gegenstand. Wie konnte man Folgerungen und Anwendungen von Grundsätzen verlangen, in deren Besitz kein Mensch auf unserm Erdboden war? wie konnte man bestimmen, nach welcher Methode, in welcher Ordnung die menschlichen Kräfte zu üben und auszubilden sind, da man diese, ihrer Natur und ihrer Anzahl nach, noch gar nicht kannte?

Dem Verfasser der Critik der Vernunft war es vorbehalten, die Folgen seiner Entdeckungen auch über das ganze pädagogische Gebiethe auszubreiten; die Anzahl und die Natur der menschlichen Gemüthskräfte zu bestimmen, und es den Erziehern zu einem eben so leichten als belohnenden Geschäfte zu machen, aus den Kenntnissen, mit welchen Er sie beschenkte, die wichtigsten Folgerungen für die Theorie und für die Ausübung ihrer Kunst zu ziehen. Durch die Entdeckungen des Philosophen in Königsberg und durch die Bemühungen des Verfassers der Theorie des Vorstellungsvermögens ist die menschliche Vernunft in den Besitz der Kenntniß ihres eigenen Vermögens gekommen, sie hat ihre Natur kennen gelernt, und hat, wie gesagt, eben dadurch den wichtigsten Schritt zu der Auflösung der Frage gethan: wie ist die Ausbildung der Vernunft in dem Kinde zu befördern? denn dieses ist die allgemeinste Formel, in wel-

cher das Geschäft des Erziehers dargestellt werden kann, indem man von der Erfahrung ausgeht, daß ein Mensch in der Periode seiner Erziehung von der bloßen Anlage seiner Vernunft, die er in die Welt mitbringt, zu dem wenigstens einigermassen vollkommenen Gebrauch derselben übergehen soll.

Da nun durch die Bemühungen der neuesten Philosophie die Anzahl unserer Gemüthsvermögen auf Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft reduzirt worden ist, da eben diese Philosophie den vollständigsten Aufschluß über die Natur derselben giebt, indem sie anzeiget, was alle unter sich gemein haben, und an welchem Merkmal sich jedes wieder unterscheidet; so kann die erste Frage, die für den Pädagogen daraus hergeleitet wird, keine andere seyn, als diese: ob diese drei Gemüthsvermögen zugleich geübt werden, oder ob sie nach einander ausgebildet werden müssen?

Wenn

Wenn die Art, sie auszubilden, darinne besteht, daß man Sorge trage, dem Kinde solchen Stoff zu verschaffen, an welchem es die Form hervorbringen kann; so ist eben dadurch ausgemacht, daß es unmöglich ist, diese Gemüthsvermögen zugleich auszubilden; denn man weiß, daß Vernunft einen ganz andern Stoff verlangt als Verstand, und dieser einen andern als Sinnlichkeit. Da man aber eben deswegen auch weiß, daß der Verstand den Stoff bearbeitet, den ihm die Sinnlichkeit giebt, und die Vernunft das Geschäft habe, die Arbeit des Verstandes umzuformen, so ist eben dadurch die Ordnung bestimmt, nach welcher der Erzieher die Gemüthsvermögen des Kindes üben und bilden soll.

Mit diesen ganz a priori feststehenden Grundsätzen stimmt die Erfahrung aller Zeiten ganz genau überein. Wann hat man wohl ein Kind von 2 Jahren gesehen, das über die Regelmäßigkeit des Welt-

baues

baues Betrachtungen angestellt, und wenn einen Menschen von 15 Jahren, der nach jedem ihm vorkommenden Gegenstand gegriffen, ihn betastet, und nach Vermögen verändert hätte? Jenes aber ist, wie man weiß, das Geschäfte der Vernunft, dieses die Aeußerung der Sinnlichkeit. Oder merkt man keinen Unterschied an der Beobachtungsart und an den Resultaten eines Knaben von 8 und eines Jünglings von 16 Jahren? ist es nicht deutlich, daß der sich bildende Verstand das Kind zu andern Beschäftigungen antreibt, als die sich übende Vernunft?

Es ist demnach ausgemacht, daß sich in den Jahren des menschlichen Lebens, die man Kindheit und Jugend nennt, drei Abschnitte vorfinden, welche dem Erzieher andere Vorschriften seines Verhaltens geben. Der erste Abschnitt endigt sich mit den Jahren, da das Kind reden kann; er macht die Periode der sich übenden Sinnlich-

lichkeit aus. Das Kind bestrebt sich nur seine Sinnen und Glieder brauchen zu lernen; eigentliche Kenntnisse will es nicht, und braucht es nicht. Die Periode des Verstandes tritt an ihre Stelle. Das Kind lernt nun von dem, was es sieht und hört, Gebrauch machen; es forscht nach den Ursachen der Erscheinungen, macht alles nach, um zu erfahren, welches die eigentliche Ursache der Erscheinungen sey. Man sieht, daß der Erzieher nun ganz andere Maximen befolgen muß. Er muß seinen Zögling in Umstände und Lagen versetzen, die der Ausbildung des Verstandes günstig sind, muß ihm viele Arbeit verschaffen, muß ihn alle seine Glieder und Sinne anwenden lassen, u. s. w.

Ich gestehe gerne, daß diese Gedanken eine viel weitläufigere Darstellung erfoderten, um nicht mißverstanden und gehörig beurtheilt werden zu können; ich werde sie auch dem Publikum nächstens,

mit allen ihren Gründen und Folgen, zur Prüfung übergeben; da es der Raum nicht gestattet, mich hier weiter über meine pädagogischen Grundsätze vernehmen zu lassen. Es war aber nothwendig, diese Aphorismen voranzuschicken, und den Beurtheilern meiner Schrift eine wenigstens historische Kenntniß davon zu verschaffen, damit ich im Stande wäre, die Idee, welche dieser Schrift zur Grundlage dient, in dem gehörigen Lichte darzustellen.

Gründe a priori und Erfahrung lassen mich, wie gesagt, nicht mehr zweifeln, daß die Periode des sich ausbildenden Verstandes bis an die Jahre der Pubertät reichet, daß man deswegen bis dahin Kindern keinen wissenschaftlichen Unterricht, keine Grundsätze der Moral und der Religion geben darf, weil diese Gegenstände nicht dem Verstande, sondern der Vernunft, zur Nahrung dienen. Man gebe mir indessen diese Behauptung zu oder nicht,

nicht, so wird man doch einsehen, daß die Vernunft, sie mag das Geschäft ihrer Ausbildung beginnen, wenn sie will, einen andern Stoff zu bearbeiten strebt, als der Verstand haben wollte. Dieser an die Grenzen der Sinnenwelt gebunden, kennt z. B. keine unbedingte Ursache; da die Vernunft bekanntlich ihre Nachforschungen in das Gebieth des unbedingten ausdehnet.

Sie wird den jungen Menschen von der Gegenwart wegziehen, und ihn mit Betrachtungen über die Vergangenheit und Zukunft beschäftigen. Jezt lerne der Jüngling Geschichte und Geographie, jezt studiere er Mathematik und Physik, und jezt werde er in den erhabenen Gesetzen der Moral und Religion eingeweihet. Jezt müssen Begriffe und nicht, wie vorher, Anschauungen der Stoff seyn, mit welchen der Erzieher, der nun erst den Nahmen Lehrer annehmen kann, seinen Zögling versorgt. Diese Periode der er-

wachenden Vernunft ist es, für welche ich denn dieses Schriftchen bestimmt habe. Die Vernunft des Kindes, die bey ihrem Erwachen sich ungerne an die beschränkte Sinnenwelt gefesselt sieht, sucht sich einen Stoff zu bearbeiten, der in ihrem eigenen Gebiethe anzutreffen ist. Sie muß daher zunächst auf moralische Begriffe treffen, und ihre ersten Kräfte an diesen versuchen. Deswegen ist Bekanntschaft mit moralischen Begriffen, meiner Ueberzeugung nach, das erste, was ein Kind gegen das 12 — 14 Jahr hin erhalten muß. Diese Uebung darf indessen noch kein Unterricht in der Moral seyn; das Kind bedarf nur richtig gewählte Thatsachen, und keine Urtheile des Lehrers. Erzählungen, welche Pflichten der Gerechtigkeit darstellen, müssen ihm die willkommensten, und werden die zweckmäßigsten seyn.

Es wird indessen noch Jahre kosten, ehe die Vernunft des Kindes von selbst sich aus der moralischen Welt zu der Idee

einer Weltregierung durch Gott, und zu der Aussicht nach Unsterblichkeit empor schwingt; der Erzieher hätte also noch lange Zeit, sich mit seinem Zögling über diese Gegenstände zu unterhalten; Weil ich indessen gern ein Beispiel geben wollte, wie der erste Religionsunterricht nach meiner Ueberzeugung einzurichten wäre, so habe ich um so weniger Bedenken getragen, Religionswahrheiten an die moralischen anzuknüpfen, da ich hoffen konnte, wenigstens bei denjenigen Verzeihung zu verdienen, die den Religionsunterricht schon mit Kindern von 5 Jahren beginnen. Mein Buch soll also, wie gesagt, nicht zum Unterricht, weder in der Moral, noch in der Religion, dienen, denn da müßten die vorkommenden Grundsätze mit Beweisen versehen seyn, sondern ich wollte nur ein Beispiel geben, wie man Kinder ohne Unterricht mit diesen Wahrheiten bekannt machen kann.

Uebrigens darf ich mir bei dem gegenwärtigen Zustande der Philosophie freilich wenig unpartheiische Beurtheiler versprechen; aber das darf ich von den verdienstvollen Erziehern meines Vaterlandes erwarten, daß sie durch ihre Bemühungen das Nachdenken über allgemeingültige pädagogische Grundsätze noch nicht für geschlossen halten werden, daß sie die Meinungen eines Wahrheitfreundes so genau als möglich prüfen, und mit Gründen annehmen oder verwerfen werden, wenn er ihnen gesteht, daß er schlechterdings für nichts anders als für die Wissenschaft arbeitet, und daß er dafür hält, daß außerhalb dem Gebiethe der neuen Philosophie auch mit den angestrengtesten Untersuchungen keine allgemeingültigen Grundsätze für die Theorie der Erziehungskunst anzutreffen sind.

Rumburg,
d. 26. Jenner,
1792.

Der Verfasser.

An

## An die jungen Leser.

Der Mann, von dessen Spatziergängen hier geredet wird, war ehemals der Liebling und der Rath seines Fürsten gewesen. Ueberhäufte Geschäfte und das herannahende Alter hatten ihm aber den Wunsch ans Herz gelegt, seine noch zu lebenden Tage frei von zerstreuenden Amtspflichten, blos mit seinem Wilhelm zu zubringen. Dieser war das einzige Kind, das dem Vater noch übrig war; er kannte deswegen keine höhere Pflicht, als diese, seinen Liebling aufs beste zu erziehen. Zu gutem Glück war der Fürst ein Herr, der gern Verdienste belohnte. Er schenkte deswegen seinem alten, treuen Diener ein schönes Haus mit einem großen, mit Bäumen und Beeten wohlversehenen Garten an den lachenden Ufern des Mainstroms, und gestattete ihm, sich, sobald als er wollte, seiner Amtspflicht zu entledigen. Mit dem eintretenden Frühjahr bezogen

also Herr Gutwill und Wilhelm das Landhaus und brachten da ihre Tage mit Arbeit und Spielen hin. An schönen Sommerabenden pflegten sie beide auf einige der herumliegenden Hügel zu gehen, sich da unter einen Baum ins Gras zu legen, und von diesem und jenem zu reden. Oft gerieth denn der Vater ins Erzählen von allerlei Geschichten, und da wißt ihr ja selbst, meine Lieben, wie wohl das Erzählen guten Kindern gefällt. Deswegen habe ich mir von Herrn Gutwill die Erlaubniß ausgebeten, Euch, die ihr diesen Spatziergängen nicht beiwohnen konntet, das vornehmste von dem Inhalte der Gespräche mitzutheilen, denn Hr. Gutwill schrieb die Hauptsachen der Unterredung nach geendigtem Spatziergange jederzeit zu Hause auf. Glaubt es, meine Lieben, daß es mich freuen wird, wenn ich höre, daß ihr diese Geschichten gerne selbst leset und anhöret, und in Gesellschaft einander wieder erzählet.

# Erster Spatziergang.

Es war ein reizender Sommerabend, da Herr Gutwill mit dem Stock in der Hand und dem Huth auf den Kopf in den Garten kam, um zu sehen, was sein Wilhelm diesen Tag über gearbeitet hätte.

Wilhelm hatte zwei Blumenbeete seines Vaters und eines von den seinigen vom Unkraut gereiniget, und trug eben die erste Gießkanne herbei, die Beete zu begießen, als er den Vater mit lächelnder Miene daher wandern sah. Gleich merkte Wilhelm, daß es jezt sollte zum Spatziergehen kommen, er eilte deswegen so sehr er nur konnte, mit Begießen fertig zu werden. Der Vater, der an dem Fleiße seines Sohnes Gefallen hatte, half ihm bei dieser lezten Arbeit, und so dauerte es keine halbe Stunde, so waren sie auf dem Hügel unter ihrem Baume, und sahen das Dorf und ihr Haus, und ihren Garten, und alle die fruchtbaren Felder und Wiesen zu ihren Füßen.

Wilhelm wußte nicht, was seinem Vater geschehen sey, als dieser auf einmal sehr ernsthaft aussah, und länger, als gewöhnlich, stille schwieg. In solchen Fällen war aber Wilhelm schon ge-

wöhnt worden, auch nichts zu reden und den Vater nicht mit den Fragen der Ungeduld zu bestürmen. Es dauerte deswegen einige Minuten, ehe der Vater wieder daran dachte, daß sein Wilhelm bei ihm war, und daß er vorhin im Sinn gehabt hatte, diesem etwas zu erzählen.

„Willst Du wohl, fragte er seinen kleinen Sohn, meine Erzählungen anhören, auch wenn Du manchmal eben kein Vergnügen dabei haben wirst? wenn Du von Leuten hören wirst, denen es traurig ergieng, und welche ihren Mitmenschen absichtlich Schaden zugefügt haben?“ Wilhelm verstand eigentlich die Frage nicht, er schwieg, wünschte aber im Herzen, daß der Vater nur erzählen möchte, und nickte deswegen unwillkührlich mit dem Kopf bei der Frage des Vaters.

„Wohl, erwiederte der Vater, ich nehme an, daß du mir alle Aufmerksamkeit versprichst, auch wenn der Anfang der Erzählung kein lustiges Ende ahnden ließe, und daß Du diese Erzählungen so fest im Gedächtniß behalten wirst, als andere, bei deren Beendigung Du lachen mußt.

Siehst Du wohl dort das kleine Häuschen mit dem armseligen Strohdach am Ende des Dorfes, hart an der Straße?

Wil=

Wilhelm. „Ich sehe es Vater, ich habe schon oft geglaubt, der Wind würde es einmal des Nachts umwehen, und ich würde es nicht mehr sehen, wenn ich wieder spatzieren gienge.

Vater. Dieses Häuschen bewohnte noch kurz zuvor, als wir hier ankamen, ein armer Mann, der von seinem geringen Tagelohn Jahre lang gesammlet hatte, bis er soviel bekam, daß er sich ein Haus, so wie die andern Häuser im Dorfe sind, bauen lassen konnte. Er hatte kaum drei Jahre da gewohnt, so trat einmal im Frühjahr der Main aus seinem Ufer, überschwemmte die ganze Gegend, und trieb Eisschollen, und alles was ihm in den Weg kam, so gewaltsam an das Häuschen an, daß es endlich nicht länger widerstehen konnte, sondern in Trümmer zerfiel und stückweise mit fort schwamm. Das Geschrei des Mannes mit seinen Kindern, das Wehklagen der Frau und ihrer kranken Schwester, welche der gute Arnold, so hieß der arme Tagelöhner, noch mit ernährte, weil sie wegen Gichtschmerzen nicht arbeiten konnte, lautete fürchterlich durch das Rauschen des Wassers und der fortrollenden Eisstücke durch; und doch waren sie froh, daß sie die Gefahr vorher gesehen, und mit Betten und Hausgeräthe auf eine Wiese geflüchtet

flüchtet waren, wo der Strohm nicht hindringen konnte.

Die Ueberschwemmung hörte endlich auf, der Fluß wich wieder in sein Bette zurück, aber von Arnodls Hause war kaum noch der Ort zu sehen, wo es gestanden hatte. Ein gutmüthiger Nachbar nahm die arme Familie in seine Scheure, und gieng mit dem bekümmerten Arnold im Dorfe umher, bei den reichen Bauern um Almosen zu bitten, daß Arnold sich wieder ein Häuschen bauen könnte. Halb so viel als die Hütte, die Du da siehst, kostet, brachten sie endlich zusammen, die andere Hälfte aber mußte Arnold von einem reichen Manne borgen, dem er dafür so lang zu arbeiten versprach, bis sein Lohn so viel ausmachen würde als das Geld, das er jezt von ihm geliehen hatte. Davon baute also Arnold das elende Häuschen auf, das ihn und seine Familie kaum gegen den Regen und den Wind schützen konnte, das er aber zwei Jahre lang friedlich bewohnt hatte, als ihn an einem Abend, da er eben von der Arbeit nach Hause kam, nicht weit von seiner Hausthüre ein Schlagfluß traf, und ihn sogleich todt danieder warf.

Stelle Dir das Schrecken der Kinder vor, die eben aus dem Haus liefen, um ihrem Vater entgegen zu springen, und unter dem lautesten

Ru=

Rufen: Mutter Mutter! wieder zur Thüre hinein stürzten. Keine Rettung war vorhanden; sechs Kinder verlohren ihren Vater, eine Frau und ein elendes, zur Arbeit unfähiges Mädchen ihren Versorger. Jedermann im Dorfe soll bei dieser Leiche geweint haben. Und doch konnte das Unglück der armen Familie noch vergrößert werden. Der Mann, der ihm das Geld zu der Aufbauung seiner Hütte geliehen hatte, wollte bezahlt seyn, denn Arnold hatte ihm noch nicht soviel arbeiten können, daß sein Lohn so groß gewesen wäre als die Summe, die er geliehen bekommen hatte. Ich weiß nicht, wie es kam, daß gerade dieser Mann der hartherzigste und geizigste im Dorfe war. Er drang darauf, schlechterdings sein Geld zu bekommen, und da es unmöglich war, es zu erhalten, wenn er nicht das Häuschen verkaufte, so lies er durch die Obrigkeit einen Tag bestimmen, an welchem die Hütte den Meistbietenden sollte überlassen werden. Das war das höchste Unglück, das die arme Familie treffen konnte. Hatten sie das Häuschen nicht, wo sollten sie schlafen? wo sollten sie sich im Winter aufhalten? Hätte auch die Mutter mit ihrer Arbeit etwas zu essen und zu trinken verdient, wo hatte sie denn Platz die Kartoffeln zu kochen, und wo sollte sie denn ihre Kleinen zusammen=

sammensinden, um ihnen zu sagen, daß sie heute noch nicht verhungern würden? und wo sollte denn die kranke Schwester hin, die bei jedem rauhen Wind, der sie angieng, vor Schmerzen vergehen wollte?

Der fürchterliche Tag kam indessen heran, der Amtmann und seine Gehülfen kamen ins Haus, und um das Haus herum versammleten sich die Leute zu Dutzenden, die entweder kaufen, oder zusehen wollten, wie man mit der armen Familie umgehen würde. Thränen konnten Frau und Kinder nicht mehr weinen, aber sie schrien und schluchzten aus vollem Halse, daß alle Umstehenden dadurch gerührt wurden. Jezt wurde das lezte Gebot gethan und das Haus sollte für 50 Gulden dem hartherzigen Gläubiger überlassen werden, als ein fremder Herr mit der Post die Straße herkam und seinen Wagen halten lies, da er das Getümmel vor dem Haus sahe, und das unaufhörliche Gewinsel der armen Familie hörte. Er rief einen der Umstehenden zu seinem Wagen, und da er von diesem die ganze Geschichte erfuhr, griff er in seine Tasche, zählte dem Mann 100 Gulden in die Hand, und sagte dazu: „mit der einen Hälfte soll der Gläubiger bezahlt werden, die andere ist für die arme Frau mit ihren Kindern bestimmt.“ Kaum hatte man

gehört

gehört, was der Fremde gethan hätte, so war der Wagen von hundert Leuten umlagert, die den wohlthätigen Reisenden sehen wollten, und der armen Frau nicht Platz ließen, welche herbeieilte, um ihm für diese Hülfe auf den Knieen zu danken. Einer der Herumstehenden übernahm es, ihm zu sagen, wie groß die Wohlthat sey, die er der guten Familie erwiesen habe, als ihm der Fremde ins Wort fiel, und sagte: ich habe nichts, als meine Pflicht gethan, und sogleich dem Postillon befahl, fortzufahren. Da fuhr er denn hin, der gute Mann, und man hat bis heute noch nicht erfahren, wer er gewesen ist, aber die Folgen seiner Handlung werden in 60 Jahren noch nicht verschwunden seyn. Denn oft, wenn die arme Familie mit dem Brod, das sie mit ihren Händen den Tag über verdient hatten, des Abends gesättiget ist, weint die Mutter aus Freude und Wehmuth. Dann fragen die Kleinen, warum sie weine, da sie doch alle schon satt wären und noch was übrig hätten auf morgen, und dann erzählt ihnen die Mutter von dem wohlthätigen Fremden, ohne dessen Hülfe sie nunmehr alle würden umgekommen seyn. Zulezt sagt sie denn: „Kinder! seyd nur fromm und arbeitsam, damit ihr euch was verdienen könnt, wenn ihr groß werdet, und damit ihr

auch

auch einem Nothleidenden manchmal etwas geben könnt. Es muß doch gar zu schön seyn, einem Unglücklichen beizustehen!" Da weinen denn die Kleinen auch mit; und ich bin fest überzeugt, daß sie bei jeder Wiederholung dieser Geschichte in dem Vorsatz, gute Leute zu werden, gestärkt werden; und daß in so ferne der gutthätige Fremde mit Ursache ist, daß das Dorf ein paar fleißige und brave Einwohner mehr haben wird.

Der Vater schwieg hier und lies dem guten Wilhelm Zeit, wieder Athem zu holen, denn er hatte so aufmerksam zugehört, daß es ihm in der Brust zu enge war. Der brave Reisende hatte ihm so wohl gefallen, daß er ihn immer vor sich zu sehen glaubte, wie er in die Tasche griff, und der armen Frau das Geld schickte. Herr Gutwill stand auf, nahm Wilhelm bei der Hand und gieng mit ihm wieder den Hügel langsam herab.

Das war recht schön, Vater, fieng Wilhelm an, nachdem sie eine Weile mit einander stillschweigend fortgegangen waren. Bitte, Vater, mir noch etwas zu erzählen, ehe wir nach Haus kommen.

Der Vater war bereit dazu, und fieng folgendermaßen an:

Es war Abends um 6 Uhr an einem Octobertag als der Justizbeamte in Z. (denn ich weiß den Nahmen des Ortes nicht mehr) nach einem eine Meile entfernten Orte gerufen wurde, um daselbst einem alten Manne bey Verfertigung seines Testaments behülflich zu seyn.

Es war ein kalter, finstrer Abend, der Herbstwind heulte durch die Fensterspalten, und alle Thüren im Hause prasselten von dem anstossenden Sturmwind. Gern hätte deswegen der Justizbeamte den Wünschen seiner Frau und seiner 3 Kinder nachgegeben und wäre zu Haus geblieben; allein seine Pflicht war, sich in den Wagen zu sezen und fortzufahren, auch wenn die Nacht noch unfreundlicher gewesen wäre. Der Weg gieng durch einen Wald, der zwar nicht dicht verwachsen und groß war, der aber mit einem meilenlangen ganz hohen und dichten Wald zusammenhieng. Kaum war der Wagen eine Viertelstunde gefahren, so hörte man auf beiden Seiten des Weges pfeifen, ein Paar Kerle liefen heran, es geschah ein Schuß, und der Kutscher sank von den Pferden. Indem lief einer der herbeigesprungenen hinzu, die Pferde aufzuhalten, ein Paar Andere rissen die Thüren des Wagens auf, schleppten den in Ohnmacht gefallenen Mann heraus, banden ihm Hände und

Füße, und durchsuchten ihm die Taschen, den Wagen, und alles wo sie nur Geld oder sonst etwas brauchbares vermutheten.

Indessen erwachte der arme, gefesselte Mann aus seiner Ohnmacht, und flehte in den bewegendsten Ausdrücken die Unmenschen um Schonung seines Lebens, dabei er ihnen zugleich sagte, wer er wäre. „Nun da haben wir's, fieng einer der Räuber an, wir haben einen Unrechten; laßt ihn los, wenn er verspricht, daß er uns nicht nachsezen lassen will.“ Der Justizbeamte versprach das, wurde deswegen seiner Fesseln entlediget und sezte sich auf den Bock, um seine Pferde selbst zu lenken, weil er den Kutscher für todt hielt. Allein dieser war nur ins Bein getroffen, fieng jezt wieder an, ganz matt zu sprechen, wurde deswegen von seinem Herrn in den Wagen gehoben, welcher denn selbst den Wagen umwendete und so schnell als möglich auf das nächste Dorf zu jagte, wo ein geschickter Wundarzt wohnte, dem er seinen treuen Kutscher in die Cur geben wollte.

Bekümmert und sehnsuchtsvoll warteten indessen Frau und Kinder zu Hause ihres Vaters, welcher krank vor Schrecken, und todtenblaß erst nach 10 Uhr von einem Bothen begleitet, zu

Fuße

Fuße wieder nach Hause kam, und seiner erschrockenen Familie die Gefahren erzählte, denen er nun entronnen war. Es dauerte aber einige Wochen ehe er sich von seiner, durch den Schrecken verursachten Krankheit wieder erholen konnte. Indessen wurde der Kutscher durch die Geschicklichkeit des Wundarztes auch wieder gesund.

„Ach! Vater, sagte Wilhelm, das ist gut, daß die Geschichte aus ist; mir ist gar zu bange gewesen. Das sind doch recht böse Leute gewesen, man hätte sie alle todt schießen sollen.“

Vater. Verdient hätten sie freilich dieses Schicksal; und es ist auch gar kein Zweifel, daß jeder von ihnen gewiß unter dem Schwerdte der Obrigkeit seinen Lohn gefunden hat; denn das ist gemeiniglich das Ende solcher verruchter Leute.

Bei diesen Worten waren sie mit einander bei der Hinterthüre ihres Gartens angekommen. Sie traten jezt hinein, besahen noch einmal ihre schönen Blumen, und Gartengewächse, freuten sich ihrer Händearbeit und giengen ins Haus, um ihr Abendbrod mit einander zu verzehren.

## Zweiter Spatziergang.

Herr Gutwill saß in der Laube des Gartens, und las in einem Buche, Wilhelm hatte dem Nachbar zugesehen, wie er Kirschen abnahm, und kam nun mit seiner gewöhnlichen Munterkeit zu dem Vater in die Laube gehüpft, um diesen zu dem Spatziergang aufzufordern. Der Vater steckte sein Buch in die Tasche, nahm seinen Sohn bei der Hand, und beide giengen diesmal in das nahliegende Wäldchen, um sich bei einer Quelle, die sie nur ihren Lieblingsbrunn nannten, zu lagern.

„Wird mir Vater heute wieder erzählen? fragte Wilhelm mit lächelnd=bittender Miene.

„O warum nicht, antwortete der Vater, wenn Du mir nur sagtest, welche Geschichten Dir am besten gefallen möchten, denn ich weiß deren gar viele.“

„O sie gefallen mir alle, Vater;“

„Doch nicht so ganz, antwortete dieser, denn ich habe gestern bemerkt, daß Dir die erste Geschichte von dem wohlthätigen Reisenden weit besser gefiel, als die von den grausamen Straßenräubern; nicht so?

„Ja, das glaub' ich, antwortete Wilhelm, weil der Reisende ein so vortreflicher, gutthätiger Mann war, und weil die Räuber böse Leute sind, die den unschuldigen Kutscher bald todt geschoßen hätten.“

Vater. So; was nennst Du denn einen guten und einen bösen Mann?

Wilhelm. Ein guter Mann ist einer der Gutes thut, und ein böser thut Böses.

Vater. Du meinst also, es kömmt auf die Handlungen an, die jemand begeht, um zu wissen, ob er ein guter Mann sey? Getrau'st Du Dir denn, mir zu sagen, was eine gute oder eine böse Handlung ist?

Wilhelm. O ja, Vater.

Vater. Nun so sage —

Wilhelm. Ja, Vater, so weiß ichs nicht, wenn Du mir aber eine Geschichte erzählen willst, so will ich Dir gleich sagen, ob die Handlung gut gewesen ist oder nicht.

Sie waren indessen bei dem Lieblingsbrunn im Wäldchen angekommen, sie legten sich unter eine Fichte, auf welcher die Finken ihr Fink, Fink schmetterten. Der Vater zog sein Buch aus der Tasche, sagte zu Wilhelm, nun gieb also

wohl Acht, damit Du mir sagen kannst, ob der Jude, von dem ich Dir vorlesen werde, eine gute Handlung gethan hat, oder nicht; und nun fieng er an zu lesen:

Ein reicher Herr in England, der Herzog von S. fuhr von London auf eines seiner Landgüter, von niemand begleitet als von dem Kutscher und einem Bedienten. Er war nicht weit gefahren, als in einem kleinen Gehölz sein Wagen mit einmal von sechs Räubern zu Pferde umringt ward. Zwei machten den Kutscher fest, zwei den Bedienten, und zwei besezten die Schläge des Wagens und hielten jeder dem Lord eine Pistole auf die Brust.

„Ihre Brieftasche, Milord!“ sagte der eine von den Räubern, der ein abscheuliches Gesicht hatte.

Der Herzog griff in die Tasche, zog eine schwere Börse heraus, und reichte sie hin. „Haben Sie die Gnade, Milord! Ihre Brieftasche!“ sagte der Räuber, der mit der linken Hand die Börse wog, und mit der rechten den Hahn der Pistole spannte.

Der Herzog zog die Brieftasche heraus und gab sie ihm.

Der Räuber durchsuchte die Brieftasche, nahm einige Papiere daraus, und gab sie dann

dem

dem Herzog zurück, worauf er mit seinen Helfershelfern davon eilte, und dem Herrn glückliche Reise wünschte.

Wider alles Vermuthen fand der Herzog, da er nach Hause kam und seine Brieftasche untersuchte, noch für fünfhundert Pfund Sterling an Banknoten, die ihm der Räuber gelassen hatte, welcher also nur für 2000 Pfund genommen hatte. Er wunderte sich über den seltsamen Räuber, der nicht alles mitgenommen, was er schon in der Hand gehabt, hatte aber die Geschichte beinahe wieder vergessen, als er eines Morgens folgenden Brief erhielt:

Milord!

„Ich bin ein armer Jude aus Deutschland. Der Fürst, dessen Unterthan ich war, drückte uns so stark mit Abgaben, daß ich mich entschloß mit 5 andern Juden nach England zu reisen, um unser Leben zu fristen. Unterwegens ward ich krank, und das Fahrzeug, das uns vom Schiffe ans Land bringen sollte, wurde vom Sturm umgeworfen.

Ein Mann, den ich in meinem Leben nicht gesehen hatte, stand am Ufer, sprang in die See und rettete mich mit Lebensgefahr. Er brachte mich in sein Haus, lies mich warten und pflegen

und hielt mir einen Arzt. Es war ein Wollfabrikant, der 12 lebendige Kinder hatte.

Ich wurde gesund, und er verlangte nichts von mir, als daß ich ihn bisweilen besuchen sollte.

Dieser Mann wurde durch die Treulosigkeit einiger Kaufleute in Boston, denen er viele Waare geschickt hatte, und nichts von ihnen dafür erhielt, so arm, daß er einen Wechsel, der in vier Wochen fällig war, nicht bezahlen konnte. Er klagte mir dieses, da ich ihn einmal sehr betrübt antraf, und ihn um die Ursache fragte, und gestand mir dabei, daß er ruinirt wäre, wenn er nicht zahlte.

Gern hätte ich ihm geholfen, aber ich war es nicht im Stande. Ich nahm deswegen die 5 Juden zu mir, die mir aus Deutschland gefolgt waren, wir legten uns zusammen an die Straße, die Sie passiren mußten, Milord; und Sie wissen vielleicht noch, was Ihnen begegnet ist. –

Ich nahm aus Ihrer Brieftasche 2000 Pfund, und in Ihrer Börse waren ein hundert und zehn. Hierauf schrieb ich einen Brief unter unbekanntem Nahmen, schickte dem Mann die zweitausend und funfzig Pfund, die er brauchte, und sagte: ich würde es wieder verlangen, sobald

sobald ich wüßte, daß er's hätte. Einige Jahre nachher starb der Mann, den ich mit Ihrem Gelde von dem Untergange gerettet hatte.

Zum Glücke bin ich jezo im Stand, Ihnen die Summe, die ich Ihnen damals entwendete, wieder zu erstatten; Sie erhalten also hier mit Zinsen zurück, was ich Ihnen geraubt habe.

Sie werden tausend Pfund mehr finden; diese geruhen Sie der F** schen Familie in S** zu schicken. Haben Sie die Gnade, sich bei dieser Gelegenheit nach einem armen Juden zu erkundigen, der ehemals von ihr gewartet worden ist.

Ersparen Sie sich vergebliche Nachforschung nach mir. Wenn Sie diesen Brief erhalten, bin ich schon einige Tage übers Meer, denn ich gehe wieder nach Deutschland, um noch einmal zu versuchen, ob man uns da leben läßt."

Der Herzog lies sich nach der Familie des Wollfabrikanten und nach dem armen Juden erkundigen. Kein Wort im Brief war erdichtet. Er schickte der Familie alles, was in dem Briefe des Juden lag, und versorgte sie noch obendrein.

Nun, Wilhelm, sage mir Deine Meinung, hub der Vater an, da er mit Lesen fertig war.

Wilh. Der Jude war ein recht guter, dankbarer Mann.

Vater. War es also recht, daß er mit seinen Helfershelfern den Herzog im Walde anfiel?

Wilh. Ja, das weiß ich nicht, Vater. Er hat dem Herzog aber doch nachher das Geld wieder geschickt, und hat das Geraubte nicht durchgebracht, sondern seinem armen Wohlthäter damit helfen wollen.

Vater. Du weißt also nicht gewiß, ob es recht war, den Herzog zu berauben, oder nicht?

Wilh. Nein, ich weiß es nicht.

Vater. Gieb also wohl Acht, was ich Dir jezt sagen werde. Doch, ich muß Dir vorher noch eine kleine Geschichte erzählen. Du kennst vermuthlich den berüchtigten Anführer einer zahlreichen Räuberbande Nikol List. Es ist ausgemacht, daß er Morde und Räubereien genug theils selbst begangen hat, theils durch seine Leute begehen lies. Dieser Bösewicht, der gewöhnlich als ein vornehmer Herr gekleidet gieng, traf einst in Halle auf einem Spatziergang einen schlecht bekleideten Studenten an, dem er seinen nagenden Kummer ansah. Er fragte ihn um die Ursache desselben, und erfuhr von ihm, daß er diesen ganzen Tag nichts gegessen habe, und nicht wisse, wo er etwas hernehmen wollte, indem er gar zu arm wäre. Sogleich nahm Nikol List

den

den hungrigen Studenten in einen Gasthof, speiste ihn aufs herrlichste, und gab ihm noch 50 Louis-d'or mit dem Versprechen, daß er drei Jahre lang, jedesmal zur Leipziger Michaelis-Messe, in diesem Gasthof sich einfinden, und auf jedes Jahr eben so viel von ihm erhalten sollte.

Er hielt auch Wort, und als der Student das leztemal sich bedankte, und sagte: daß er es nun weiter nicht mehr brauche, indem er mit seinem Studiren auf der Universität fertig sey; so sagte Nikol List: ich erwarte weiter keinen Dank von Ihnen, als daß Sie mich nicht verrathen, wenn ich Ihnen offenbare, daß ich der bekannte Nikol List bin.

Nun, Wilhelm, was sagst Du zu dieser Geschichte?

Wilhelm. Sie hat mir gefallen, Nikol List war aber doch ein böser Mann.

Vater. Aber diese Handlung von ihm war doch gut?

Wilhelm. Das ist wahr; Denn der arme Student wäre ohne ihn vielleicht verhungert, oder aus Gram ums Leben gekommen.

Vater. Also jezt kann ich Dir sagen, was ich vorhin im Sinne hatte. Wenn Du sagen willst: eine Handlung ist gut, so brauchst Du nicht darauf zu sehen, wer sie begangen

hat;

hat; sondern Du darfst nur die Handlung selbst untersuchen. Sage mir nun: ist es wohl erlaubt, sich auf die Straße zu stellen, einen vorbeireisenden mit Pistolen in der Hand anzufallen und ihm Geld, oder was er sonst bei sich hat, zu nehmen?

Wilh. Nein, das kann nicht erlaubt seyn.

Vater. Also war es auch dem Juden nicht erlaubt, den Herzog anzufallen und ihm sein Geld und seine Banknoten zu nehmen. Wenn ich dich nun noch einmal frage: ob der Jude in diesem Fall recht gethan hat, wirst Du mir wohl antworten können?

Wilh. O ja, Vater; er hat nicht recht gethan; man soll niemand sein Geld nehmen, um es einem andern zu schenken.

Vater. Ist es aber erlaubt, einen Hungrigen zu sättigen?

Wilh. Das ist ganz gewiß erlaubt, Vater.

Vater. Also hat Nikol List recht gethan, da er dem armen Studenten Essen und Unterstüzung gab?

Wilh. Ganz gewiß, Vater, er hat recht gethan.

Vater. Und doch war Nikol List ein Bösewicht, und der Jude ein ehrlicher Mann. Merke

Dir

Dir also nochmals, daß eine oder etliche gute Handlungen einen Mann nicht zu einem guten Mann, und eine oder etliche schlechte Handlungen einen Mann nicht zu einem bösen Mann machen; kehre Dich also in Zukunft nicht weiter daran, wer die Handlung begangen hat, die Dir gefällt oder nicht gefällt, sondern überlege nur allemal bei Dir selbst, ob es wohl erlaubt seyn möchte, so oder so zu handeln.

Willy. Was hätte aber der Jude anfangen sollen, da er doch gern dem Mann, der ihm das Leben gerettet hatte, wieder helfen wollte.

Vater. Höre erst folgende Geschichte, mein Sohn; die ich auch in einem Buche vorhin gelesen habe.

Vor einigen Jahren lebte in London ein alter, fast hundertjähriger Mann, ein Schneider von Profession, in großer Dürftigkeit. Er hatte zwölf Söhne, welche alle Soldaten waren, und sich in dem lezten Amerikanischen Krieg tapfer hielten.

Das Elend des Vaters rührte seine Söhne außerordentlich, da sie nach geendigtem Kriege wieder nach Hause kamen, allein helfen konnten sie nicht, denn sie hatten von ihrem Sold nichts erübrigen können. Der jüngste fiel endlich auf den Gedanken, in ein Leihhaus zu gehen, und da

Geld

Geld zu borgen. Weißt Du aber, was ein Leihhaus ist?

Wilh. Nein, mein Vater.

Vater. An vielen Orten und besonders in grossen Städten sind Leute, welche andern Geld leihen, wenn diese eine Sache von Werth, einen Ring, eine Uhr, oder ein kostbares Kleid, ihnen dafür so lange in die Verwahrung geben, bis sie ihnen das geliehene Geld wieder bezahlen können.

Seine Brüder lächelten deswegen, und fragten ihn, ob er denn eine Sache von Werth zu versezen habe? denn sie müßten gestehen, daß sie nichts hätten.

Wir hätten nichts? sagte der Bruder. Wir haben unsern Mitbürgern im Kriege pflichtmäßig gedient, das beweist genug, daß wir Leute sind, die ihre Pflichten erfüllen, und daß wir etwas auf Ehre halten. Kommt, laßt uns also unsre Ehre versezen.

Sieh, Wilhelm, das sollte so viel heissen: die Leute, die uns das Geld leihen können, werden uns gewiß welches geben, wenn wir ihnen auch keine Uhr, keinen Ring u. d. gl. in Verwahrung geben können, sondern wenn wir ihnen nur versprechen, daß wir sie so bald als möglich bezahlen wollen. Denn sein Versprechen halten, ist

ist Pflicht; daß wir aber unsre Pflichten gern erfüllen, das haben wir dadurch bewiesen, daß wir für unsre Mitbürger alle 12 in den Krieg gegangen sind; denn es war ja auch unsre Pflicht, dieses zu thun.

Die Brüder fertigten also folgendes Briefchen aus, das sie alle zwölfe unterschrieben:

Zwölf Engländer, Söhne eines Schneiders, der in einem Alter von beinahe hundert Jahren in die äußerste Armuth gerathen ist, alle Soldaten und alle eifrig im Dienste des Königs und des Vaterlandes, bitten die Herren des Leihhauses um die Summe von funfzig Pfund, ihren alten Vater zu unterstüzen. Zur Sicherheit darüber verpfänden sie ihre Ehre, und versprechen, besagte Schuld nach Verlauf eines Jahres wieder zu bezahlen.

Dieses Billet schickten sie nach dem Leihhaus. Man zahlte ihnen die verlangten funfzig Pfund aus, zerriß das Billet zum Zeichen, daß man ihnen, weil sie so brav waren, das Geld schenken wollte, und versprach, den Alten zu versorgen, so lange er lebte.

Kaum wurde diese Begebenheit bekannt, so liefen Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, den Schneider zu sehen, und keiner kam mit leerer Hand.

Nun,

Nun, Wilhelm, was sagst Du zu dieser Geschichte?

Wilh. Ach, das war recht schön.

Vater. Nun denke aber einmal darüber nach. Nicht wahr? diese zwölf brave Söhne, und der Jude in der vorhin gelesenen Geschichte, befanden sich in gleichem Fall. Diese wollten ihren Vater, welcher eben deswegen auch ihr Wohlthäter war, durch eine Handlung von dem äußersten Elende retten, und der Jude auch. Beide, die Söhne und der Jude, hatten selbst nicht so viel im Vermögen, daß sie dieses thun konnten, sie mußten wo anders her Geld zu bekommen trachten. Wolltest Du es nun lieber so gemacht haben, als die Söhne, oder so wie der Jude?

Wilh. Ganz gewiß so wie die Söhne. Aber der Jude würde nichts geliehen bekommen haben, denn man hätte ihm vielleicht nicht so getraut.

Vater. Du hast Recht, mein Sohn. Ehe er aber eine Handlung begieng, die unerlaubt ist, hätte er bei reichen und gutherzigen Personen umhergehen, ihnen seine Geschichte erzählen, und sie um Unterstüzung für seinen wohlthätigen Freund anflehen sollen. Gewiß hätten sich gute Leute gefunden, die an seinem guten Willen Gefallen gefunden, und ihm das nöthige Geld gegeben

hätten.

hätten. Gesezt er hätte aber auch die Summe nicht zusammengebracht, so durfte er doch den Straßenraub nicht unternehmen, sondern mußte sich damit trösten, daß er alles gethan hatte, seinen Wohlthäter zu retten. Denn mehr als dieses fordert unsre Pflicht nicht, mehr dürfen wir also auch nicht thun.

Mit sichtbarer Freude im Auge versprach Wilhelm dem Vater, ins künftige immer darauf bei jeder Geschichte Acht zu haben, ob die Personen, die darinne vorkommen würden, recht gehandelt hätten oder nicht.

Beide erhoben sich von ihrem Lager; Wilhelm pflückte dem Vater und sich eine Hand voll Heidelbeere, und so gieng die Reise wieder nach Hause.

## Dritter Spatziergang.

Ich wünschte wohl, daß Du mich heute mit Spatziergehen verschonen mögtest, sagte der Vater, als Wilhelm ihn am folgenden Abend aufforderte; ich weiß nicht, wie es kömmt, daß ich so müde bin.

Wilhelm war gewohnt, keine Bitte zu wiederholen, die ihm einmal abgeschlagen worden war. Er schwieg, konnte aber seinen Kummer nicht verbergen.

Der Vater, der ihm gern alles zu Gefallen that, versprach nun freiwillig, mit ihm in den Garten zu gehen, sich auf die Rasenbank in den Schatten zu sezen und ihm zu erzählen oder vorzulesen.

Er zog, als sie da angekommen waren, ein Buch heraus, schlug es auf, legte es neben sich, sah Wilhelm ernsthaft an und sagte nach einer Weile zu ihm: Ich habe bemerkt, mein Sohn, daß Du bei den vorhergehenden Geschichten jedesmal Freude bezeigtest, so oft Du hörtest, daß ein Mensch einem andern Gutes gethan habe. Da ich vermuthe, Du würdest Dich über nichts freuen, das nicht recht ist, so glaube ich, Du wirst es also für recht halten, dem andern Gutes

zu thun, Du wirst es also auch selbst thun, wenn Du Gelegenheit hättest?

Wilhelm. Ganz gewiß, mein Vater.

Vater. Rathe mir also, was ich thun soll. In einem Dorfe nicht weit von hier wohnt ein böser Mensch; er arbeitet nicht, sondern ernährt sich von Betrügen, Betteln und Stehlen. Ich gieng vor zwei Jahren einmal dort in jenem Wäldchen spatzieren; der Kerl begegnete mir in zerrissenen Kleidern, und bettelte mich in einem so bewegenden Ton an, daß ich beschloß, ihm einen halben Gulden zu geben. Ich zog meinen Beutel und suchte darinne; als der Kerl auf einmal zugriff, mir den Beutel aus der Hand riß, wodurch ich einen Stoß bekam, daß ich rücklings hinfiel. In 3 Sprüngen war er mir aus den Augen. Es dauerte lange, ehe ich erfuhr, wo sich der Dieb aufhielte. Endlich aber als man mir sagte, daß er dort in jenem Dorfe wohne, schickte ich zu ihm und ließ ihn drohen, daß ich ihn bei der Obrigkeit verklagen würde, wenn er mir nicht mein Geld wieder zurückschickte. Er lachte aber meinen Boten aus, sagte ihm, das Geld wäre schon längst versoffen, wo nichts wäre, könnte auch die Obrigkeit nichts verschaffen; ich sollte also mein Geld nur verschmerzen.

Ohnlängst ist dieser Kerl von einer Leiter, die er des Nachts an ein Haus angelegt hatte, um es zu bestehlen, hoch herunter gefallen, hat ein Bein und einen Arm gebrochen, und liegt jezt unter den Händen des Wundarztes schon über 4 Wochen. Es ist kein Geld da, um Pflaster und Arzneien für ihn zu kaufen, kein Brod, um dem Armen zu essen zu geben; kein Mensch will sich des bösen Menschen annehmen; er muß verhungern, wenn andere Leute ihm nicht etwas schicken. Nun habe ich beschlossen, dem Wundarzt einen ganzen Thaler zu geben, damit er dafür dem hungrigen Kranken Brod und Arznei kaufe; sage mir demnach, werde ich recht daran thun, oder nicht?

Wilhelm. O, guter Vater, gieb ihm nur, er muß ja sonst sterben.

Vater. Er ist aber mein Feind, hat mich bestohlen, hat mich hingeworfen, hat mich noch dazu ausgelacht, da ich das Meinige von ihm zurück verlangte.

Wilhelm. Er ist ein böser Kerl, aber gieb ihm doch, dadurch wird er schon gut werden und dich nicht wieder bestehlen.

Vater. Du hast recht, mein Sohn. Wenn man kann, soll man auch seinen Feinden Gutes thun; schreibe Dir das in Deine Schreibtafel, Du mögtest es sonst vergessen.

Ein

Ein Fremder kam jezt, Herrn Gutwill zu besuchen, welcher mit ihm in ein Zimmer gieng, und Wilhelm im Garten allein lies. Dieser hatte beim Gartenzaun Leimruthen und Sprengeln aufgestellt, um sich ein Paar Vögel zu fangen. Er lief jezt hin, um zu sehen, ob sich etwas gefangen habe. Welch ein Unglück! Eben sprang ein fremder Bube über den Zaun, der in einem Säckchen zwei Vögel hielt, die er aus Wilhelms Leimruthen genommen hatte. Wilhelm wußte sich nicht zu fassen vor Aergerniß, zum Glück hatte er den Knaben gekannt, es war des Nachbars Sohn, den man nur den Vogelhans nennte, weil er sich vom Vogelfang nährte. Er beschloß sogleich zu seinen Eltern zu gehen, die Vögel zurück zu fodern, und den bösen Buben derb bestrafen zu lassen. Er lief durch die hintere Hausthüre wie ein Pfeil so schnell, als Hr. Gutwill die Treppe herab kam, und ihn gleich fragte, wo er so hurtig hin eile, und was ihm geschehen sey, daß er so in Wuth wäre.

Mit Schnauben und Stottern erzählte Wilhelm dem Vater seinen erlittenen Diebstahl, und wollte sich loßreissen, um seine Vögel sogleich wieder zu holen.

Komm mit in die Laube, sagte der Vater, und Wilhelm — gehorchte.

Sie sezten sich. Der Vater wartete, bis Wilhelm wieder zu sich selbst gekommen war, und redete ihn dann mit gesezter Stimme also an:

Wilhelm, Du hast mir vorhin den Rath gegeben, dem Mann, der mir meinen Beutel gestohlen hatte, einen Thaler zu schicken, und hast in Deine Schreibtafel geschrieben, daß man auch seinen Feinden Gutes thun müsse.

Ich erinnre Dich jezo daran, daß Du in gleichem Fall mit mir bist. Der Knabe, der Dir Deine Vögel gestohlen hat, ist Dein Feind, das giebst Du mir zu. Thue ihm Gutes.

Wilhelm wußte nicht, was er antworten sollte:

Der Vater ergriff das Wort wieder und sagte:

Ich halte das Vogelstellen für keine Beschäftigung, die Deiner würdig ist. Du kannst in Deinem Garten, im Felde und im Walde Vögel sehen, und ihren Gesang hören, so oft es Dir gefällt. Wozu die armen Thiere fangen und einsperren? sie sollen Dich mit ihrem Gesang belustigen, und Du willst ihnen Zwang und Verdruß anthun? Wolltest Du Dich wohl entschließen, dem Knaben, der Deine Vögel gestohlen hat, alle Deine Sprengeln und Leimruthen zu geben,

wenn

wenn ich ihn holen lasse, und ihn wegen seines Betragens gegen Dich zu recht weise?

Ja, Vater, das will ich, antwortete Wilhelm.

Ich zwinge Dich nicht dazu, sagte der Vater, überlege es wohl, es wird Dich schmerzen.

Wilhelm lief selbst, um den Bedienten zu rufen, der den Knaben holen sollte.

Zitternd erschien der Knabe mit den Vögeln in der Hand und bat Hr. Gutwill und Wilhelm um Verzeihung. „Schäme dich deiner That, sagte Herr Gutwill, weißt du nicht, daß man fremde Sachen nicht nehmen soll?

Jezt gieng Wilhelm, um seine Sprengeln und Leimruthen zu holen, und als er weg war, fuhr Hr. Gutwill fort: lerne indessen an dem Beispiel meines Sohnes, daß man demjenigen, der sich schlecht gegen uns betragen hat, verzeihen soll, und ihm Gutes thun muß. Du bist ein armer Bube und deine Eltern nähren sich und dich von Vogelstellen und Verkaufen. Mein Sohn wird dir seine Sprengeln geben, damit du deinen Eltern behülflich seyn kannst.

Indem kam Wilhelm, gab dem Knaben alles was er von Vogelstellerwaaren hatte, und sagte

 scherz=

scherzhaft zu ihm: ich werde dich wohl zwingen, mir nie wieder etwas zu stehlen.

Der Knabe weinte und schluchzte laut auf, als er weggieng.

Ich liebe Dich, mein Sohn, um dieser Handlung willen, sagte Hr. Gutwill nach einer Pause; gestehe mir nur, es hat Dir Kampf gekostet, diesen Entschluß zu fassen; glaube mir aber auch, daß es Dir lang nicht mehr so schwer fallen wird, ein andermal eine ähnliche Handlung zu begehen, und höre zur Belohnung diese Geschichte:

Ein Spanier, der sich in Guinea aufhielt, befand sich einst in Gesellschaft verschiedener Mohren, und gerieth mit dem Sohne eines vornehmen Mannes unter ihnen in Streit. Beide wurden sehr hizig, geriethen ins Handgemeng und der Spanier tödtete den Mohren. Er erschrack, entfloh und war seinen Verfolgern bald aus dem Gesicht, indem er über eine Gartenmauer sprang. Der Besizer, ein Mohr, war gerade in demselben. Der Spanier warf sich zu seinen Füßen, entdeckte ihm seinen Zufall, und bat, daß er ihn verbergen möchte. Iß dies, sagte der Mohr, indem er ihm eine halbe Pfirsche gab, und du kannst dich auf meinen Schuz verlassen. — Er schloß ihn darauf in sein Gartenzimmer, und versprach ihm,

ihm, ihn die nächste Nacht an einen noch sicherern Ort zu bringen. Der Mohr gieng darauf in sein Haus. Kaum hatte er sich gesezt, als ein grosser Haufe mit lautem Geschrei zur Thür herein drang und den Leichnam seines Sohnes mit der Nachricht brächte, daß er eben von einem Spanier getödtet worden sey. Als der erste Anfall von Schrecken und Schmerz vorüber war, entdeckte er bald aus der Beschreibung, daß der Spanier, den er in seinem Hause aufgenommen hatte, selbst der Mörder seines Sohnes sey. Er sagte aber kein Wort, und gieng, sobald es finster war, in seinen Garten, gleich als ob er sich da dem Schmerz allein überlassen wollte, und suchte seinen Spanier auf. — Christ, sagte er zu ihm, die Person, die du getödtet hast, ist mein Sohn! Sein Leichnam ist in meinem Hause. Du solltest dafür bestraft werden: aber du hast mit mir gegessen, und ich habe dir versprochen, dich zu schüzen. Ich halte dir Wort. — Er führte hierauf den Spanier in den Stall, gab ihm eins seiner besten Pferde — und sagte: Fliehe, so weit du kannst, weil dich die Nacht schüzt: so wirst du morgen sicher seyn. Du hast dich in der That meines Sohnes Blut schuldig gemacht, aber ich freue mich, Gelegenheit zu haben, dir zu beweisen, daß ich Wort halte.

Während dieser Erzählung war es kühl im Garten geworden. Wilhelm gieng nun mit seinem Vater ins Haus und freute sich innig über das Gute, das er heute gehört und gethan hatte.

## Vierter Spatziergang.

Es dauerte einige Tage, an welchen es fast immerfort regnete, ehe wieder ein heller und trockner Abend kam, welchen Hr. Gutwill zu einem Spatziergang mit seinem Wilhelm benutzen konnte.

Sie giengen diesmal wieder auf den Hügel, wo die Geschichte von dem wohlthätigen Reisenden war erzählt worden, saßen wieder unter dem Baum, und labten sich an der vortreflichen Aussicht.

„Ich muß dich diesmal zu angestrengter Aufmerksamkeit ermahnen, mein Sohn, sagte Hr. Gutwill, weil die Geschichte, die ich Dir nun erzählen werde, etwas lang ist. Ich zweifle indessen nicht, daß sie dem ohngeachtet Deinen ganzen Beifall haben wird. Ich bin überzeugt, daß

Du noch in Deinem sechszigsten Jahre Dich dieser Abende erinnern, und sie segnen wirst. Merke Dir deswegen die Erzählung unter der Aufschrift:

## Geschichte
## des unglücklichen Amtmanns von Littenheim.

Dieser Mann, er mag Herr Herzig heissen, war, seines unbescholtenen Betragens wegen, in der ganzen Gegend bekannt. Jeder Reisende, der die Gegend besuchte, und sich nach den Merkwürdigkeiten erkundigte, erfuhr seinen Nahmen, wobei man niemals vergaß, ein oder etliche Beispiele von seiner Gerechtigkeit und Menschenliebe anzuführen. Mütter, die ihren Kindern in Abendstunden erzählen mußten, erzählten ihnen vom Amtmann von Littenheim, und unterließen nie, zulezt den Wunsch hinzu zusezen, daß ihre Söhne eben so brave Männer werden möchten. Ich brauche Dir nun nicht erst zu sagen, daß er mit seiner Frau und zwei Söhnen von 11 und 10 Jahren außerordentlich glücklich lebte; denn wer sich rechtschaffen bezeigt, wird von den Leuten geliebt, und wer geliebt wird, dem thut man alles zu gefallen.

Wie

Wie schmerzt es mich deswegen, daß ich Dir erzählen soll, daß auch dieser rechtschaffene Mann eine Probe des Leidens über sich ergehen lassen mußte, die ihn von allem los riß, was ihm nur lieb und werth seyn konnte.

Die Geschichte seines Unglückes fieng indessen weit von seinem Wohnorte an. Der Fürst, in dessen Diensten er stand, war ein junger, zwar gutherziger, aber etwas leichtsinniger Herr, und liebte die Zerstreuungen der Jagd, des Reitens und des Fahrens u. d. gl. weit mehr, als es mit den Pflichten eines Länderbeherrschers verträglich ist. Es war eine natürliche Folge dieser Lebensart des Fürsten, daß die Regierung des Landes seinen Räthen und Ministern überlassen blieb, und daß das Glück seiner Unterthanen von der Wahl abhieng, die er in Ansehung seiner Minister traf. Den ersten Plaz unter diesen nahm damals ein Mann von geprüfter Rechtschaffenheit und vielen Kenntnissen ein; das ganze Land wünschte und hoffte sein langes Leben, denn er war etwa 50 Jahr alt. Sein Nahme war von Ehrmann. Unter den Räthen, die nach ihm folgten, befand sich ein Herr von Liebach, ein junger, feuriger Mann, der zwar viele Kenntnisse, aber ein boshaftes Herz hatte, und durch Ehrgeiz zu jeder niederträchtigen Handlung getrie-

ben wurde. Er nährte schon lange den Entschluß, den braven von Ehrmann zu stürzen, und die ehrenvolle Stelle, die dieser einnahm, an sich zu bringen. Lange wartete er auf eine Gelegenheit, die falsche Zeichnung vollenden zu können, die er dem Fürsten von diesem vortreflichen Manne gemacht hatte, als Ehrmanns Rechtschaffenheit ihm diese Gelegenheit selbst herbeiführte.

Ein angesehener und reicher Mann in der Residenz hatte das Unglück, zu sehen, daß sein Sohn, troz der Kosten, die er auf seine Erziehung gewendet hatte, in einem Alter von 18 Jahren ein vollendeter Taugenichts geworden war. Um das Maas der Leiden, die er seinem Vater schon gemacht hatte, voll zu machen, hatte er sich an eine liderliche Weibsperson gehängt, hatte versprochen, sie zu heirathen, und drang nun mit Heftigkeit in den Vater, ihm einen Theil seines Vermögens abzutreten. Dieser wandte alles an, seinen Sohn von dem albernen Entschluß, so früh zu heirathen, abzubringen; stellte ihm vor, daß er ja nichts gelernt habe, um sich und seiner Frau Unterhalt zu verschaffen, und fügte endlich die Versicherung hinzu, daß er nicht nur alles anwenden würde, ihn von seinem Vorhaben zurück zubringen, sondern daß er auch nicht gesonnen, ihm nur

einen

einen Thaler von seinem Vermögen abzutreten. Der Sohn, welcher wohl merkte, daß er mit Gewalt von seinem Vater nichts erzwingen könnte, beschloß, nun List anzuwenden, und von der Gunst Gebrauch zu machen, in welcher er sich durch einige Dienstleistungen bei dem Fürsten gestellt hatte. Er kam einst auf der Jagd allein zu ihm, entdeckte ihm seinen Entschluß, schilderte seinen Vater als einen hartherzigen und geizigen Mann, und brachte ihn endlich so weit, daß der Fürst ihm folgendes Billet, nur mit Bleistift geschrieben, mitgab:

Ich befehle Euch hiermit bei meiner fürstlichen Ungnade, Eurem Sohne bei seiner Heirath nicht nur nicht hinderlich zu seyn, sondern ihm auch eine solche Aussteuer zu geben, als es nach den Gesezen und nach der Gewohnheit eingeführt ist.

Der Vater fand sich äußerst gekränkt durch den Inhalt dieses Billets, indem er daraus muthmaßen konnte, daß sein Sohn die unaussprechlichste Niederträchtigkeit begangen, und ihm, seinem eigenen Vater, Fehler aufgebürdet hatte, die er sich nie zu Schulden kommen ließ. Er beschloß daher, den Schuz der Gesezze zu suchen, verklagte seinen Sohn, daß er Unwahrheiten auf ihn ausgesagt

gesagt habe, und ihn zwingen wollte, ihm seine Einwilligung zur Heirath und einen Theil seines Vermögens zu geben. Die Sache kam bis zu dem Präsidenten von Ehrmann, welcher kein Bedenken trug, dem Vater, so wie es der Ausspruch der Gesezze verlangte, das Recht zu zusprechen, seinen unverständigen Sohn nicht nur, so lang als möglich, von der Heirath zurück zuhalten, sondern ihn auch von aller Verbindlichkeit, ihm auch nur das geringste von seinem Vermögen abzutreten, frei zusprechen.

Kaum hatte der Sohn den Ausspruch der Gesezze vernommen, so eilte er wieder zu dem Fürsten, beklagte sein Unglück, und erweichte den Fürsten durch seine Thränen, daß er beschloß; seinem Präsidenten einen derben Verweis zu geben, weil er sich unterstanden hätte, dem Willen des Fürsten gerade entgegen zu sprechen. Allein der Präsident war schon zu oft genöthigt gewesen, dem Fürsten gerade heraus zu sagen, daß er verpflichtet wäre, nach den Gesezzen zu sprechen, als daß er eben durch diesen abermaligen Beweis der kurzsichtigen Gutherzigkeit des Regenten in Verlegenheit gerathen wäre. Er stellte dem Fürsten vor, daß es offenbar die Pflicht der Regierung sey, einen rechtschaffenen Mann gegen die unge-

rech-

rechten Ansprüche seines ungerathenen Sohnes zu schüzen, und der Fürst — schien sich dabei zu beruhigen.

Es hatte aber dem ohngeachtet eine Art von Widerwillen gegen den rechtschaffenen Präsidenten in seiner Brust Wurzel gefaßt, welchen der ehrgeizige Liebach in Gesprächen mit dem Fürsten zu unterhalten und zu vermehren wußte. Denn dieser hatte beschlossen, diesen Vorfall zu benuzen, den Präsidenten ganz aus der Gunst des Fürsten zu bringen; er zweifelte nicht, daß der Präsident dadurch mißmuthig werden und die Loslassung von seinem Amte sich von dem Fürsten ausbitten würde. Liebach, der Ehrgeizige, sah sich dann schon im Geiste als Präsidenten, als den ersten nach dem Fürsten, als ein Mann von vielen Einkünften und von gefürchteter Gewalt. Die Mine war schon geladen, es fehlte nur noch der Funke, der das Pulver entzünden und den braven Hrn. von Ehrmann in die Luft sprengen sollte.

Jezt kömmt also der Amtmann in Littheim in dieser Geschichte vor. Dieser wechselte Briefe mit dem Präsidenten, mit mehrern Vornehmen in der Residenz und auch mit dem Hrn. von Liebach. Alle diese Umstände wollte dieser benuzen, um den Fall des Präsidenten zu bewürken.

Er schrieb jezt mehrmal als sonst an den Amtmann; sprach viel von der Neigung, die der Fürst zu ihm habe, und schrieb ihm sogar einmal; der Fürst werde ihn nächstens als Hofrath zu sich in die Residenz berufen. Dies war indessen alles erdichtet, und geschah blos deswegen, um den Amtmann für den Fürsten einzunehmen. Einstmals erhielt der Amtmann wieder einen Brief von dem Hr. von Liebach, in welchem dieser ihn ersuchte, seinen Briefwechsel mit dem Präsidenten fahren zu lassen, indem der Fürst argwohne, daß der Präsident viel Nachtheiliges von ihm, dem Fürsten, an den Amtmann, seinen Freund, schreibe, weil ein verlohren gegangener Brief gefunden und erbrochen worden wäre, welcher dergleichen enthalten hätte. Der Amtmann, welcher sich bewußt war, daß weder er noch der Präsident jemals nachtheilig von dem Fürsten geschrieben hatten, erstaunte, fieng an besorgt zu werden, schrieb aber dem Herrn von Liebach, daß er ihm für diese Nachricht Dank sage.

Nun glaubte dieser schlimme Mann, den Amtmann auf seiner Seite zu haben, er schritt deswegen zu der Ausführung seines verruchten Planes. Er ließ nämlich von einem Menschen, der mit der Feder umzugehen wußte, und die Hand

des Präsidenten ziemlich genau nachmachen konnte, einen Brief an den Amtmann in Littenheim schreiben, welcher die gröbsten Lästerungen auf den Fürsten, und auf andere Leute in der Stadt enthielt. Der Brief wurde gesiegelt, einige Wochen liegen gelassen, dann erbrochen, und von dem Hrn. von Liebach mit einem andern an den Amtmann von Littenheim geschickt; der ungefähr folgendes enthielt:

Mein lieber Herr Amtmann!

Man hat beiliegenden Brief, den der Hr. Präsident von Ehrmann an Sie geschrieben hat, ich weiß nicht, durch welchen Zufall, erbrochen gefunden, und zum Glück für Sie, in meine Hände gebracht. Urtheilen Sie aber von meinem Erstaunen, als ich erfuhr, daß der Fürst schon von dem Inhalte desselben benachrichtigt ist, und, äußerst aufgebracht darüber, beschlossen, Sie und den Präsidenten aus dem Lande zu jagen. Ich rathe Ihnen also, dem Fürsten Ihre Vergehung geradezu zu bekennen und abzubitten. Der Schlag wird dann von Ihnen abgeleitet werden und nur den Präsidenten treffen.

Der Amtmann war wie vom Donner gerührt, da er beide Briefe bekam; ohnerachtet er alsbald sahe, daß der erbrochene Brief nicht vom

Präsi-

Präsidenten geschrieben seyn könnte, weil die Schrift nicht ganz genau die seinige, und weil er überhaupt auf eine etwas andere Art geschrieben war. Er meldete diese Umstände sogleich dem Herrn von Liebach; und schrieb auch dem Präsidenten den unangenehmen Vorfall. Allein Liebach hatte schon dafür gesorgt, daß die Briefe des Präsidenten an den Amtmann, und dieses an den Präsidenten heimlich aufgefangen wurden, beide schrieben deswegen immer an einander, ohne daß einer des andern Briefe zu lesen bekam. Indessen hatte Liebach gemerkt, daß ihm seine List mit dem falschen Briefe nur halb gelungen war. Er glaubte, der Amtmann würde durch Furcht dahin zu bringen seyn, den Brief für einen Brief des Präsidenten anzuerkennen; er stellte deswegen die Sache dem Fürsten in einem solchen Lichte dar, daß dieser glauben mußte, der Amtmann wollte sich durch Leugnen aus der Sache ziehen, und den Befehl gab, daß der Amtmann als ein Verbrecher gegen den Fürsten arretirt, und ins Gefängniß gesezt werden sollte. Der Präsident bekam indessen nur Hausarrest.

Hier beginnt nun die Reihe von Unglücksfällen, die den guten, unschuldigen Amtmann und seine Familie trafen, die mir bei meiner

Durchreise durch jene Gegend, noch 10 Jahr nach seinem Unglück, mancher brave Mann mit Thränen in den Augen erzählte, und die Du, wenn Du willst, morgen erfahren wirst, mein Wilhelm.

## Fünfter Spatziergang.

Ich muß Dir sagen, mein Sohn, hub der Vater an, da beide sich um die bestimmte Zeit wieder auf einen nahgelegenen Hügel begeben hatten, daß von allen Verbrechen, welche der Staat zu bestrafen das Recht hat, keines härter bestraft wird, als das, wenn man den Fürsten, d. h. den Regenten desselben selbst beleidigt. Wundere Dich deswegen nicht, daß man dem unschuldigen Amtmann bei seiner Gefangennehmung Ketten anlegte, und ihn als einen der härtesten Verbrecher behandelte; denn er sollte der Ehrerbietung, die er dem Fürsten schuldig war, zu nahe getreten seyn. Man sendete eine Commission, d. h. einige Rechtsverständige nach Littenheim, ihn zu verhören, und dann dem Fürsten von seiner Aus-

sage

age Nachricht zu geben. Das Verhör war kurz; der Amtmann bestand darauf, daß der Brief nicht von dem Präsidenten geschrieben seyn könnte, und daß auch in den vorhergehenden Briefen, die zwischen ihnen gewechselt worden wären, des Fürsten niemals auf eine unehrerbietige Art gedacht worden sey. Man wußte nicht, was man mit dem Manne machen sollte, man hielt sein Leugnen für boshaft, und glaubte, daß er die Strafe dadurch von sich abzuwenden hoffte. In dieser Voraussezung wurde ihm auf fürstlichen Befehl sein Gefängniß in so ferne noch unerträglicher gemacht, daß allen Menschen, selbst — kannst Du es glauben, mein Sohn? — selbst seinen Kindern und seiner Frau, unter der härtesten Strafe, verbothen wurde, zu ihm zu gehen, um mit ihm zu sprechen.

Von diesem Tage an fühlte er das Unerträgliche seiner Leiden ganz. Er glaubte vor Wehmuth niedersinken zu müssen. Es dauerte Wochen lang, und er sah keinen Menschen, als den Aufwärter, der ihm Speise und Trank brachte, und sein Gefängniß von Zeit zu Zeit reinigte. Dieser brachte ihm einst einen Brief mit. Der Brief war von dem ruchlosen Liebach geschrieben und lautete also:

Ich kann nicht aufhören, mich zu wundern, daß nicht einmal Ketten und Gefängniß Sie bewegen können, auf Ihr Wohl und auf das Wohl Ihrer Familie Rücksicht zu nehmen. Ich nehme den ärgsten Fall an, daß der Brief nicht von dem Präsidenten geschrieben ist; warum wollen Sie denn nun deswegen sich und Ihre Familie unglücklich machen? Sagen Sie: Ja, überwinden Sie die kleinen Bedenklichkeiten; so sind sie frei, und der Präsident ist eben nicht unglücklicher als er ohne Ihr Bekenntniß ist. Noch einmal; ich bitte Sie, sagen Sie im nächsten Verhör, daß Sie die Schrift dieses Briefes für die Schrift des Präsidenten erkennen, so werden Sie sehen, wie bald sich Ihre unglückliche Lage in eine der erwünschtesten umändern wird.

Der Amtmann war im hohen Grad unwillig, da er diesen Brief las; doch beschloß er bei sich selbst, dem Hrn. von Liebach noch ziemlich höflich zu antworten. Meine Pflicht, schrieb er, erfordert es, nicht anders zu reden als ich denke. Ich kann nicht anders denken, als daß der Brief nicht vom Präsidenten geschrieben ist, warum wollen Sie, daß ich anders sagen soll? Haben Sie aber wirklich einiges Mitleid gegen mich, so ersuche ich Sie, Ihr ganzes Ansehen bei dem Für-

Fürsten anzuwenden, daß er das Ende seiner Untersuchungen herbei führt, denn ich sterbe sonst vor Betrübniß.

Der elende Liebach sahe nun wohl, daß durch Drohungen dem Manne, der über seine Pflichten, wie ein Adler über seine Kinder wachte, nicht beizukommen sey. Er versuchte nun durch Versprechungen von ihm zu erlangen, daß er den falschen Brief des Präsidenten für ächt erkennen sollte. Aber er hatte, wie es allen Bösewichten geht, nicht Vertrauen genug zu sich selbst; sondern er bat einen von seinen Helfershelfern, der auch ein vornehmer Mann war, folgenden Brief an den Amtmann zu schreiben:

Schon lange haben mich Ihre Leiden gerührt, mein Lieber, schon lange sehne ich mich nach einer Gelegenheit, Ihnen sagen zu können, daß ich Mittel gefunden habe, Ihre Leiden zu enden, wenn Sie Gebrauch davon machen wollten. Das Herz des Fürsten hat sich seit der Zeit, als man den bewußten Brief gefunden hat, ganz von dem Präsidenten gewendet. Er hat alles Zutrauen zu ihm verlohren, und hält es für unmöglich, daß er dem Präsidenten, selbst in dem Fall, daß er unschuldig wäre, seinen Dienst lassen könnte. Da er ihn aber doch nicht ohne eine, wenigstens

scheinbare Ursache fortschicken will, so wünscht er recht sehr, daß sie den bewußten Brief für ächt anerkennen möchten. Er läßt Ihnen dafür durch mich die Stelle des Hofraths von Liebach anbiethen, welcher nach der Loslassung des Präsidenten diesen Posten antreten wird. Sie dürfen um so weniger Bedenken tragen, den Willen des Fürsten zu erfüllen, da die ganze Strafe des Präsidenten nur in der Loslassung von seinem Amte bestehen wird, welches ihm bei seinem herannahenden Altar ohnehin immer beschwerlicher werden würde. Da der Präsident so viele Landgüter hat, so rechnet er die Paar Tausende, die ihm sein gegenwärtiges Amt einbringt, wie Sie wissen, für nichts, und fühlt auch ihren Verlust nicht. Leben Sie wohl, in 8 Tagen kann ich Sie als Hofrath bei mir sehen, wenn Ihr Eigensinn es nicht anders haben will.

Ihr

Freund,

Friedrich von R . . .

Du kannst Dir den Kampf nicht vorstellen, mein Sohn, den dieser Brief dem guten Amtmann verursachte. Er merkte, daß man seine Redlichkeit mit Anerbiethung eines vornehmen

und

und einträglichen Amtes betäuben wollte, und dieses fiel ihm schmerzlicher, als seine Ketten. Gern hätte er diesem Herrn von R... geradezu geschrieben, er sey ein Nichtswürdiger, und müsse selbst keine Tugend haben, weil er vermuthen könnte, daß ein Mann von Gewissen, durch Versprechung von Reichthümern und Würden dahin gebracht werden könnte, daß er eine Unwahrheit sagte: er überlegte aber zu gutem Glücke noch, daß er dadurch seine Sache nur noch schlimmer machen würde. Er schrieb ihm also ganz kurz, daß er durch die Anerbietungen des Fürsten nur noch mehr in dem Argwohn bestärkt worden sey, der Brief des Präsidenten sey nicht von ihm, sondern von einem Bösewicht geschrieben. Er könne sich also unmöglich in seinem Vorhaben irre machen zu lassen, welches dahin gienge, daß er lieber den Tod erwarten, als etwas sagen wollte, welches nach seiner innigsten Ueberzeugung nicht wahr wäre.

Diese kurze Antwort hatte auf den Hrn. von Liebach eine unerwartete Wirkung. Der Heldenmuth des Amtmanns rührte ihn; er wünschte, diese fatale Geschichte niemals angefangen zu haben, und sie aufs schleunigste geendigt zu sehen. Die Rechtschaffenheit des Amtmanns schien ihn daran zu erinnern, daß er auch ein Mensch sey,

der verflichtet ist, ehrlich zu handeln; es wurde ihm bange zu manchen Stunden, und er war mehr als einmal auf den Entschluß, dem Fürsten zu Fuß zu fallen, die Unschuld des Präsidenten und des Amtmanns ihm zu bekennen, und ihn um gelinde Strafe wegen seiner eigenen Verbrechen zu bitten.

Sein Entschluß wurde aber allemal durch seinen immer regen Ehrgeiz vernichtet, er versuchte demnach das lezte Mittel, den Amtmann zu Aussprechung einer Unwahrheit zu bewegen. Er schickte einen seiner Bekannten an die Frau des Amtmanns, ließ ihr auf eine geschickte Art zu wissen thun, daß der Brief wirklich von einem andern, als von dem Präsidenten geschrieben sey. Er ließ ihr sagen, daß die Sache in kurzem beendigt seyn würde, wenn nur ihr Gemahl sich entschließen könnte, den Brief für ächt zu erklären. Sein Geständniß würde dem Präsidenten nichts schaden, denn der Fürst sey durch Fürbitten von den Freunden desselben bewogen worden, ihm zu verzeihen, und ihm auch seine Stelle zu lassen.

Ich habe vergessen, mein Sohn, Dir von der würdigen Frau und den Kindern des Amtmanns und von ihrem Schicksal nach der Arretirung des Vaters etwas zu erzählen. Sie besuchten

suchten ihren Vater mit ihrer Mutter alle Tage öfters im Gefängniß, bekamen von ihm die beste Hoffnung, daß er bald wieder frey seyn würde, und trösteten sich. Nur des Nachts litten die armen Kinder erbärmlich. Denn die ganze Nacht träumten sie von ihrem unglücklichen Vater. Bald sahen sie ihn losgelassen wieder auf seinem Studirzimmer, da freuten sie sich, sprangen an ihm auf, und erwachten. Dann weinten sie, daß ihre Freude vergeblich gewesen war, und schliefen nach einer Viertelstunde wieder ein. Da träumten sie wieder, sahen den guten Mann auf den Richtplaz schleppen, sahen den Scharfrichter, der ihm den Kopf abschlagen wollte, fielen ihm in die Arme, daß er nicht zuhauen könnte. Da wurd' es ihnen eiskalt im Bette, sie zitterten, wenn sie aufwachten, und konnten dann Stunden lang nicht wieder schlafen. Sie aßen und tranken wenig, konnten nicht lernen, kein Vergnügen haben, und wurden so mager und blaß, daß man hätte weinen mögen, wenn man sie ansah. Der Mutter gieng es noch schlimmer. Sie war älter, und konnte noch heller vorsehen, welches Unglück über sie und ihre Kinder kommen würde, wenn der Vater lange sizzen, seines Amtes entsezt, oder gar — o! sie konnte kaum daran denken — vor Kummer und Verdruß ster-

ben

ben sollte. Wo hatte sie dann einen Versorger für sich und ihre Kinder? da so wenig Vermögen vorhanden war! Ihre Leiden drückten sie zu Boden, sie schwebte wie ein Schatten umher. Da aber endlich der Befehl kam, daß sie mit ihren Kindern nicht einmal ihren Mann mehr sehen durfte; da war sie für ihren Kummer zu schwach; sie fiel in eine auszehrende Krankheit, und der Arzt erklärte mehrmals seiner Frau, die eine Anverwandte der Kranken war, daß sie nicht wieder herzustellen wäre.

Wilhelm weinte; dem Vater stürzten Thränen aus den Augen. Sie erhoben sich stillschweigend, und giengen nach Haus.

## Sechster Spatziergang.

Der vorhergehende Spatziergang hatte den guten Wilhelm den ganzen folgenden Tag traurig gemacht. Immer standen seine Augen voll Wasser, wenn er sich die guten Kinder des Amtmanns vorstellte, wie sie ihren Vater nun schon so lange entbehren mußten, und in Gefahr stunden, ihre Mutter durch den Tod zu verlieren. Ach, Vater, sagte er, da es gegen Abend kam, zu Hr. Gutwill; ach! wenn doch die Geschichte von dem unglücklichen Amtmann aus wäre, er dauert mich gar zu sehr.

Gut, erwiederte Hr. Gutwill, es kömmt nur auf Dich an, ob Du die Fortsezung seiner Geschichte hören willst; denn ich bin bereit, zu thun, was Du wünschest.

Nun war es doch, als wenn sich in Wilhelm der Wunsch regte, das Ende der Geschichte zu erfahren, sey es auch noch so traurig.

Herr Gutwill merkte das, gieng mit ihm erst eine Stunde lang in den Wald spatzieren, sezte sich unter einer ihre Aeste weit ausbreitenden Eiche nieder, und fieng die Forsezung seiner gestern abgebrochenen Geschichte also an:

Die kranke, unschuldige Frau hatte nicht so= bald gehört, daß ein vornehmer Herr aus der Residenz in ihrem Hause sey, der ihr hatte sagen lassen, daß er gute Nachrichten wegen ihres ge= liebten Mannes mitbrächte, so stärkte sie diese Nachricht wie ein kühlender Trunk Wasser einen schmachtenden Wanderer stärkt, sie ließ ihn ins Zimmer rufen, und wäre ihm gern zu Füßen gefallen, wenn sie eines ihrer Glieder hätte regen können. Der Herr sezte sich zu ihr ans Bette, redete davon, daß er ihrem lieben Mann ein Mittel mitbrächte, seinem Gefängniß und seinem Elende ein Ende zu machen; erzählte ihr dann, was ihm der Hr. von Liebach wegen des Briefes gesagt hatte, bat sie, daß sie nur ihren Mann bereden sollte, den Brief für ächt zu erkennen, und gab ihr auch die Versicherung, daß sein Bekennt= niß dem Präsidenten nicht schaden würde.

Sie hoffte nun selbst, daß ihr Mann auf diese Bedingungen eine kleine Unwahrheit sagen würde; versprach dem fremden Herrn, heute noch in einem Brief ihm die Sache zu melden, und schrieb, da der Fremde weggegangen war, folgendes Billet an ihren verlassenen, unschuldi= gen Mann:

Ich trockne meine Thränen, mein Geliebter, um Dir schreiben zu können, daß ich mich am

Rande

Rande des Grabes befinde. Es hängt von Dir ab, ob ich wieder in diese Welt zurückkehren, oder ob ich in das schwarze, düstere Grab vollends hineinfallen werde. Ich lebe, wenn Du Dich entschließen kannst, von Deiner bisherigen Aussage abzustehen, und sterbe gewiß, wenn Du fortfährst, auf derselben zu beharren.

Diesen Augenblick ist ein Herr von mir gegangen, der auf Befehl des Hofraths von Liebach hieher gereiset ist, um Dir zu wissen zu thun, daß der Brief wirklich nicht von dem Präsidenten geschrieben, sondern daß er von irgend jemand ausgedacht worden ist, um den Sturz des Präsidenten zu vollenden. Ich darf Dir sogar melden, daß der Brief auf Veranstaltung des Herrn von Liebach verfertigt ist. Dieser gesteht Dir nun sein Vergehen mit Reue, und hat den Gang der Sache so gelenket, daß dem ehrbaren Präsidenten nicht das geringste zu Leid geschieht, wenn Du auch den Brief für ächt erklärest. Das mußt Du aber, sonst geht die Untersuchung fort, Du bleibst vielleicht noch Monate lang im Gefängniß, und Hr. von Liebach findet Mittel, sich aus der Verlegenheit heraus zu ziehen. Er biethet Dir für die Gefälligkeit, daß Du den Brief für ächt erklärest, eine der einträglichsten Amt-

mannsstellen im ganzen Fürstenthum, und seine immerwährende Freundschaft an.

Siehe, mein Lieber, so sind die Mittel, Dich und mich und unsre guten Kinder aus dem Elende in einen glücklichen Stand zu versezen, in Deine Hand gegeben. Durch eine ganz geringe Verlezung der Wahrheit, die niemanden Schaden thut, bist Du dem Kerker entrissen, und ich und Deine Kinder leben wieder auf.

Trägst Du aber noch ferner Bedenken, mein Lieber, Deiner Familie ein solches Opfer zu bringen; so werde ich den Fürsten ersuchen, Dich eine Viertelstunde lang Deines Gefängnisses zu entlassen, um in Deinem eigenen Hause mehr Kummer einzunehmen, als Dein Kerker selbst Dir verursacht. Dann komm und siehe Deine verzagende Frau, wie sie abgezehrt und todtenblaß schon 8 Tage lang nicht aus dem Bette gekommen ist, und ihre Kräfte unerhört stark angreift, um Dir diese wenigen, unleserlichen Zeilen zu schreiben. Siehe sie an, aber spare Deine Thränen, denn diese brauchst Du für Deine Knaben. Sie sind so elend, daß ich sie oft für todt halte, wenn sie dort auf dem Kanapee sizzen, und ihnen aus Mattigkeit die Augen zufallen. Seit 14 Tagen haben sie nicht mehr gegessen, als sie sonst

in 4 Tagen zu sich nehmen. Ihr Lehrer selbst hat mich gebethen, daß er den Unterricht aussezen darf, denn er versicherte mir, jede Anstrengung ihrer Aufmerksamkeit sey in dieser Lage für sie äußerst nachtheilig.

Siehe, mein Theurer, das ist das Bild Deiner Familie, die von einem einzigen Wort, das Du aussprichst, alles Elend befürchten, oder alles Glück hoffen darf. Ich bitte Dich bei Deiner Liebe zu mir, rette uns, wir gehen zu Grunde. Meine Schmerzen nehmen zu; meine Thränen hindern mich, weiter zu schreiben. Morgen wirst Du in Deinem Kerker die Sterbeglocke hören, bethe dann, sie wird für Deine Frau geläutet.

O du gute, unglückliche Frau, fuhr Hr. Gutwill nach einer Pause fort, o hättest du bedacht, daß diese Zeilen deinen geliebten Mann zu Boden werfen würden, du hättest deine Kräfte nicht angestrengt, um sie zu schreiben.

Der unglückliche Mann bekam auf der Stelle Zittern und Frost in den Gliedern, als er den Brief gelesen hatte, mußte den Arzt und den Krankenwärter fordern lassen, und wurde plözlich so krank, daß man für sein Leben besorgt war. Der Frost dauerte einige Stunden, ver-

wandelte sich zulezt in eine starke Entkräftung, worauf ein langer, erquickender Schlaf folgte, aus welchem er erst nach Mitternacht wieder erwachte. Er fühlte sich zwar etwas besser, merkte aber, daß ihn das Fieber noch nicht verlassen hätte. Doch ließ er sich seinen Tisch an das Bett rücken, ein Licht anbrennen, um den Brief seiner Frau zu beantworten.

Meine Leiden, schrieb er, sind aufs höchste gestiegen, meine Liebe. Ich rechne nicht darunter, daß ich auf Deinen Brief fieberkrank geworden bin, und vor Zittern und Mattigkeit kaum die Feder halten kann. Denn was sind meine körperlichen Schmerzen, gegen die Stiche, die ich fühle, wenn ich an die Leiden meiner guten Frau, meiner armen Kinder denke!

O, meine Liebe, wie schmerzt es, solche gute, unschuldige Leute leiden zu sehen, Ursache ihres Leidens zu seyn, und sich außer Stand fühlen, ihren Schmerzen ein Ende zu machen!

Denn, außer Stand bin ich, meine Liebe, dieses zu thun; erschrecke nicht, und klage mich deswegen nicht an.

Meine Pflicht erlaubet mir keinesweges etwas auszusagen, das ich für falsch erkenne, ich würde daher nimmermehr gestanden haben, daß

der fatale Brief ächt sey, auch wenn der nichtswürdige Liebach mir das erschreckliche Bekenntniß seiner Schandthat nicht durch Dich abgelegt hätte. Ich habe daran gedacht, dem guten Fürsten die ganze Sache zu melden, ihn von der Unschuld des Präsidenten, und von der Niederträchtigkeit des Hrn. vou Liebach zu unterrichten; allein — verzeihe, meine Liebe, ich werde es nicht thun, denn es würde nichts helfen. Liebach würde das Geständniß wegen der Falschheit des Briefes, das er Dir durch den Herrn, der Dich besuchte, machen ließ, dem Fürsten gerade weg leugnen; denn das merke ich daraus, daß er Dir oder mir nicht geschrieben hat, sondern sein Vergehen nur mündlich offenbaren ließ. Ich würde dann als ein Beschuldiger eines großen Verbrechens in den Augen des Fürsten noch strafbarer werden, und meine und des Präsidenten unglückliche Lage noch verschlimmern.

Tröste Dich also, meine Geliebte, nur damit, daß wir unschuldig leiden. Denke nicht zu oft an mich; brauche Arzneien, damit Du das Bette bald verlassen kannst, und mache dann Dir und unsern Kindern oft Zerstreuungen. Gehet spatzieren, fahrt zu unsern Bekannten in der Gegend, und sorget nicht weiter für Euren Va-

 ter.

ter. Er sieht das Ende seiner Leiden auf eine oder die andere Art herannahen. Ja, meine Liebe, ich fühle es an der Abnahme meiner Kräfte, daß der Tod mich meiner Fesseln entledigen wird. Lebe Du dann nur, und sey noch lange die gute Mutter unserer Kinder, die Du bisher gewesen bist. Laß sie, so wie es zeither geschehen ist, viel nüzliches lernen, und gieb ihnen Beispiel und Unterricht in der Rechtschaffenheit, lehre sie ihre Pflichten lieben, und gute Leute ehren. — — — —

Das Fieber nahet heran; die Feder fällt mir aus den Händen — — — —

Du glaubst vermuthlich, mein Sohn, daß dieser Brief dem Leben der kranken Frau den lezten Stoß versezt hat. Es würde ohne Zweifel geschehen seyn, wenn nicht der Arzt, dem der Amtmann solchen zu überbringen gegeben hatte, ihn gelesen, für sich behalten, und der kranken, harrenden Gattin nur so viel gesagt hätte, daß sich ihr Mann Bedenkzeit nehmen müßte, um die ganze Sache genauer zu überlegen.

Der verständige Mann fügte noch allerlei hinzu, sie in der Hoffnung zu bestärken, daß ihr Mann die dar gebothenen Mittel annehmen

würde,

würde, seinem Leiden ein Ende zu machen, und dieses nebst den kräftigen Arzneien stärkte sie wieder, sie konnte in einigen Tagen in dem Zimmer umherschleichen, und kräftigere Mittel anwenden, ihre guten Söhne etwas zu zerstreuen.

In diesem Zustand von Hoffnung und Furcht vergiengen wieder einige Wochen, als der Arzt, der eben den Amtmann besucht hatte, mit roth geweinten Augen zu der armen Frau zurückkam, und auf die Frage, wie sich ihr Mann befinde, mit einem wehmüthigen Achselzucken antwortete. Sie drang in ihm, ihr zu entdecken, ob ihr Mann noch lebe, und erfuhr, o laß es mich nicht sagen, mein Wilhelm, daß diese Nacht wahrscheinlich die lezte seines Lebens seyn werde. „Er hat mich deswegen ersucht, fuhr der Arzt fort, Sie auf den lezten Besuch, den sie ihm in diesem Leben werden geben können, vorzubereiten; er will Abschied von Ihnen nehmen. Dann will er seine Kinder zum leztenmal sehen. Der Gefängnißwärter ist so mitleidig, Alles zu erlauben. Fassen Sie sich, meine Freundin, und machen Sie ihm durch schmerzende Klagen seinen Ausgang aus dieser Welt nicht noch beschwerlicher.“

Die gute Frau schwankte, von dem Arzte begleitet, hin, sahe ihren Mann schon todten-

ähnlich im Bette liegen, umarmte ihn und fiel in Ohnmacht. Der Arzt hielt es für besser, sie weg zu bringen. Nach einer Stunde giengen die Knaben hin. —

Doch, wozu des Schrecklichen heute, so viel, sagte Hr. Gutwill, laß uns aufstehen, mein Sohn, und nach Hause gehn.

## Siebenter Spatziergang.

Wilhelm und Hr. Gutwill saßen in der Gartenlaube. Hr. Gutwill that den Vorschlag, heute nicht weiter zu gehen, Wilhelm ließ sich's gefallen, und die Erzählung fieng an:

Die Geschichte des unglücklichen Amtmanns, mein Sohn, geht heute zu Ende. Ich habe mit inniger Freude wahrgenommen, daß Du bisher aufmerksam genug zugehört hast; heute aber ist es nöthig, noch aufmerksamer zu seyn, denn ich nähere mich — erschrick nicht — einem Sterbebette; und vom Sterbebett muß man immer ernsthaft sprechen, und nachdenkend hören.

Es

Es war rührend anzusehen, wie die guten Kinder des Amtmanns sich freuten, da ihnen der Arzt ankündigte, sie sollten ihren Vater sehen. Gleich liefen sie vor ihm her, drückten ihm die Hand und baten ihn, zu eilen. Er bedauerte sie aber im Herzen, denn er wußte, wie stark ihre Freude würde gebrochen werden.

Die Thüre öffnete sich. Aber welch ein Anblick! Die Knaben hofften ihren Vater zu sehen, so frisch und gesund als er ehedem aussah. Und nun — es saß ein Mann auf dem Bett, bleich wie eine Wand und dürr wie ein Gerippe; seine Augen funkelten nicht mehr, und seine Lippe zitterte, wenn sie sich öffnen sollte. Bald wären die Kinder vor Schrecken wieder zurückgelaufen. Indem hörten sie die Stimme ihres Vaters. Sie sprangen ihm um den Hals, weinten und schluchzeten laut auf. Auch der Vater weinte und schwieg. Es war ein herzbrechender Auftritt.

„Sezt euch, meine Kinder, hub endlich der Vater nach einer langen Stille an, sezt euch hin auf jenen Block, ich habe verschiedenes mit euch zu reden.

Die Kinder thaten es; der Vater nahm alle seine Kräfte zusammen, und redete sie also an:

Ihr entseztet euch, meine Söhne, mich mit Ketten beladen an das Bett angefesselt zu sehen, und glaubtet gewiß in dem ersten Augenblick nicht, daß das euer Vater sey, mit dem man so umgegangen ist. Euer Entsezen war gerecht; denn nur Räubern und Mördern und den ruchlosesten Missethätern thut man sonst solche Behandlung an. Euer Vater ist weder das eine noch das andere; ihr selbst habt nicht mehr böses gethan, als er. Aber beruhigt euch nur darüber, wer unschuldig die Ketten trägt, den drücken sie nicht.

Wichtiger aber ist die Nachricht, die ich euch nun geben muß. Nehmt eure ganze Standhaftigkeit zu Hülfe, indem euch euer Vater sagt, daß ihr ihn jezo zum leztenmal sehen werdet. Morgen vielleicht, oder am Ende dieser Woche, wird er nicht mehr seyn. Das Blut in seinem Körper ist vertrocknet, von seinen Gliedern das Fleisch abgefallen. Erinnert ihr euch wohl an manche Vermahnungen, die ich euch gab, wenn ich in Geschäften verreisen, und einige Zeit euch bei eurer Mutter allein lassen mußte? Stellt euch vor, daß ich jezt wieder verreise, daß ich auf lange Zeit, auf immer euch verließe, so wißt ihr, was ich sagen will, indem ich euch säge: ich sterbe. Behaltet euch also noch einige gute

Erin=

Erinnerungen, die ich euch zu hinterlassen wünsche. Liebt eure Mutter, und laßt euch in meiner ganzen Abwesenheit niemals einfallen, ihr nicht zu gehorchen, oder im Stillen etwas zu thun, was sie nicht wissen dürfte. Habt ihr wohl niemals gesehen, wie junge Lämmer ihren Müttern nachspringen, und ängstlich schreien, wenn sie sie verlohren haben? Die jungen Schäfchen wissen, daß es ihnen nicht gut gehen würde, wenn sie von ihrer Mutter nicht beschüzt würden. So ist es mit euch, die Mutter schüzt euch, indem sie euch sagt, was ihr thun oder nicht thun sollt.

Thut keinem Menschen etwas zu Leide, und wenn ihr Gelegenheit findet; so erweiset jedem, der es bedarf, eine Gefälligkeit. Dann werden die Leute auch euch gut seyn.

Hier hielt der Vater stille. Die Luft war ihm entgangen. Nach einer Weile fuhr er wieder fort:

Hier, dieser mein Freund, indem er den Arzt bei der Hand nahm, hat mir versprochen, euch ins künftige so zu lieben, wie ich bisher euch geliebt habe. Er wird für euch sorgen, wie ich es gethan habe. Ich sage nicht: liebt ihn wieder; denn das thut ihr ohnehin schon; aber das sage ich euch: gehorchet ihm, wie eurer Mutter.

Dieser Brief hier (er zeigte auf ein versiegeltes Papier, das auf dem Tischchen beim Bette lag) ist das köstlichste Kleinod, das ich euch hinterlasse. So wie reiche Leute ihren Kindern Ringe und andere Sachen von Kostbarkeit auf dem Sterbebette vermachen; so schenke ich euch diesen Brief, den ich mit Anstrengung meiner lezten Kräfte vorige Nacht geschrieben habe. Es ist heute der 24 Julius, und morgen, mein Sohn, (sagte er zu dem ältesten) ist dein Geburtstag. Morgen über 3 Jahre bitte diesen Freund (er zeigte auf den Arzt) mit dir und deinem Bruder morgens bei Sonnenaufgang einen Spatziergang zu meinem Grabe zu machen. Da sezt euch nieder, und bittet ihn, den Brief zu erbrechen, und euch vorzulesen. Merkt euch, was er enthält, und leset ihn noch öfters in der Stille für euch. Kommt her in meine Arme.

Sie taumelten hin; schrien laut auf.

Der Vater gab ihnen den Brief, drückte sie an sein Herz. „Lebt wohl,“ sagt' er mit gebrochenener Stimme; sank rücklings ins Bett hinein, und verbarg sein Gesicht in dem Kopfkissen.

Der Arzt hatte Mühe, die armen Kinder vom Bette zu bringen; sie wußten gar nicht,

was

was mit ihnen vorgieng. Er führte sie heim, und legte sie auf das Bett, wo sie in einen tiefen Schlaf verfielen, die guten Kinder; sie waren entkräftet, daß sie den Abend und die ganze Nacht durch schliefen.

Der Arzt gieng gleich wieder zu dem Vater. Denn er merkte, daß auch dieser durch den Schmerz über den Abschied von seinen Kindern sich sehr entkräftet hatte. Er lag auch wirklich so matt da, daß er kein Glied von der Stelle bewegen konnte. So war es bis gegen Mitternacht, als er unter der Anstrengung seinem Freunde zum leztenmal die Hand zu drücken, eine Zuckung durch den ganzen Körper bekam — und starb.

Wilhelm weinte und Hr. Gutwill trocknete seine Thränen.

Der arme Mann, sagte endlich Wilhelm, und die armen Kinder! gewiß werden sie ihre Mutter auch noch verliehren.

Nein, mein Sohn, das Unglück sollten sie jezt doch nicht erfahren. Es schien, daß der höchste Ausbruch des Kummers der guten Frau Erleichterung verschafft hatte. Sie fühlte von Stund an, als sie aus der lezten Ohnmacht erwachte, ihre Glieder gestärkt, und ihr Gemüth

müth standhafter, die Leiden zu tragen. Selbst die Nachricht von dem Tod ihres Gemahls würkte nicht so stark auf sie, als es der Arzt befürchtet hatte, der sie ihr mit der größten Vorsicht hinterbrachte.

Nach einem halben Jahre war sie ganz wieder hergestellt; nur eine gewisse Traurigkeit, die manchmal in unwillkührliche Seufzer ausbrach, hatte in ihrer Brust unaustilgbare Wurzel gefaßt. Auch die Kinder wurden gesund, und konnten ihre Geschäfte wieder, wie ehmals, besorgen. Oft aber wurden sie mitten in ihren Spielen traurig, wenn ihnen ihr verstorbener Vater einfiel, sie schlichen in einen Winkel und weinten. Dann fielen ihnen auch die guten Lehren alle ein, die er ihnen in seinem Leben gegeben hatte, und das war die Ursache, daß sie außerordentlich gute Kinder wurden. Jedermann liebte sie, und wer sie kannte, getraute sich vorherzusagen, daß sie eben so rechtschaffen werden würden, als ihr guter Vater gewesen war.

Der Abend war kühler, als gewöhnlich, deswegen schloß hier Hr. Gutwill seine Erzählung und gieng mit Wilhelm ins Haus.

---

## Achter Spatziergang.

Herr Gutwill zog am folgenden Abend, da die Erzählstunde gekommen war, ein Buch aus der Tasche, und war im Begriff, seinem Wilhelm etwas vorzulesen.

„Weißt Du nichts mehr von dem guten Amtmann, unterbrach ihn Wilhelm bey dem ersten Wort; ich möchte gar zu gerne noch wissen, was denn in dem Brief gestanden hat, den er seinen Kindern hinterlassen hatte. Bitte, Vater, sage mir's doch.

Ich gewähre Deine Bitte, mein Wilhelm, erwiederte Herr Gutwill; Ich habe eine Abschrift des Briefes durch den Arzt erhalten, der mein Freund wurde, als ich ihn auf meiner Reise durch Littenheim besuchte.

Er sagte mir mit dem Ausdruck der höchsten Freude, daß die Kinder über den Innhalt desselben sich ganz überrascht gefunden; daß sie ihn mit der gespanntesten Aufmerksamkeit angehört; und ihn ihrem Gedächtniß tief eingeprägt hätten.

Hier ist der Brief; höre mir so aufmerksam zu, als ob ihn Dein sterbender Vater geschrieben hätte.

Die

Die Stille der Mitternacht umschauert mich, meine Kinder, der Fieberfrost naget an meinen Gebeinen, die Schwere meiner Ketten zieht mir die Hand zurück, mit der ich die Feder ergreifen will, um euch noch einige Zeilen vor meinem Abschied aus dieser Welt zu schreiben. Ich sehe euch in Gedanken, wie ihr um euren Vater jammert; ich sehe eure Mutter die Hände um mich ringen, und alle meine Freunde in Thränen über mein grausames Schicksal.

Doch ist es in meiner Seele ruhig; doch bin ich in manchen Augenblicken so fröhlich als wenn ich mitten unter euch säße, und mit euch lachte.

Ihr wißt nicht, wie das möglich ist? höret nur weiter.

Wenn ich mein Leben ansehe, als einen langen Weg, den ich von der Stunde meiner Geburt an durchlaufen habe, so kömmt mir mein gegenwärtiges Unglück vor wie eine unergründlich tiefe Grube, die sich nuf einmal vor meinen Füßen geöffnet hat.

Ich sträube mich, hinein zu springen, aber es ist mir als wenn jemand hinter mir sich anstrengte, mich mit Gewelt hinein zu stoßen. Ich sehe schon, ich muß den Sprung wagen, ob

ich

ich gleich gewiß weiß, daß ich nie wieder heraus kommen werde.

Diese Grube, meine Kinder, ist das Grab. Habt ihr wohl je gesehen, daß ein Todter, den man im Grabe verscharrt hatte, wieder ins Leben zurückgekommen ist?

Ist euer Großvater wieder gekommen, bei dessen Sarge ihr so viel geweint habt?

Nein, meine Söhne, aus dem Grabe kömmt niemand zurück; und darum fürchtet man sich so ins Grab zu kommen.

Ich aber, der ich mich doch am Rande des Grabes befinde, ich sträube mich nicht länger, mich zudecken zu lassen; denn — wißt ihr, was ich weiß? — ich bleibe nicht im Grabe; ich komme gar nicht hinein; man verscharrt mich nicht, wenn man auf meinen Körper die Erde wirft, so wenig, als ich neulich ins Wasser fiel, da mir der Wind meinen Huth vom Kopf wehte, und ihn in den Deich warf.

Wenn ihr, zumal in spätern Jahren, recht auf euch selbst Achtung gebt, so werdet ihr die Entdeckung machen, daß euer Körper nicht ihr selbst ist, sondern, daß ihr nur in eurem Körper wohnet. Deswegen hat man dem, was eigentlich ihr selbst seyd, einen besondern

Nah=

Nahmen gegeben, und es die Seele genennt. Mit dieser hat es eine ganz andere Bewandniß als mit dem Körper. Wenn der Körper soll bewegt werden, so müßt ihr ihn selbst von der Stelle schaffen, müßt gehen, oder kriechen, oder euch fahren lassen. Aber mit der Seele ist es anders. Die ist in einem Augenblick da, wo sie seyn will. Wo ihr denkt, daß ihr hin wollt, da seyd ihr schon. Euer Körper kann auf dem Stuhl sizzen, und eure Gedanken, oder welches einerlei ist, eure Seele mit ihren Gedanken kann in Mexiko seyn. Diese Seele ist auch nicht so, wie der Körper, zerbrechlich, sie kann nicht geschlagen oder gestoßen werden. Sie geht auch nicht mit ins Grab, sondern verläßt den Körper, wenn er durch Krankheit, oder durch einen Fall gar zu verdorben und unbrauchbar wird, so wie man ein Kleid auszieht, das man seines Schmuzes wegen, oder weil es so zerrissen ist, nicht mehr an haben mag. Deswegen sagt man, die Seele ist unsterblich. Man thut wohl, wenn man sich oft daran erinnert, und wenn man der Sache so nachdenkt. Kömmt dann eine tödtliche Krankheit über den Körper, merkt man an sich, daß er bald untüchtig werden, und ins Grab kommen wird, so ist einem das gar nicht fürchterlich. Ich weiß, daß ich eben

wenig sterbe, wenn ich meinen Körper verlasse, als ich sterbe, wenn ich meinen Rock ausziehe.

Begreift ihr nun, meine Kinder, warum ich mich nicht mehr vor dem Grabe fürchte, warum ich mich nicht länger bedenken werde, in die Grube, die sich vor meinen Füßen aufgethan hat, hinein zu springen. Das ist aber noch nicht die ganze Ursache, meine Lieben, ich kann euch noch mehr erzählen, was mir meinen Abschied von euch leicht macht.

Ich werde glücklich seyn, wenn ich meinen Körper erst verlassen habe.

Auch davon habe ich zeither nicht mit euch sprechen können, weil ihr immer zu flatterhaft und leichtsinnig waret, wenn ich davon anfangen wollte. Jezt aber, da ihr älter geworden seyd, werdet ihr ernsthaft genug seyn, die Sache anzuhören, und oft im Stillen darüber nachzudenken.

Erinnert euch aus den Zeiten eurer Jugend, wenn ich am besten mit euch zufrieden war, und wenn ihr selbst am vergnügtesten gewesen seyd. Mir fällt ein Tag ein, den ihr einst ungewöhnlich gut angewendet hattet. Ihr standet früh

auf, lieft in den Garten, um eure Beeten zu begießen und das Unkraut aus meinem Blumenbeet auszureissen. Das Frühstück schmeckte nach der Motion vortreflich; indem trat ein armer Mann mit einem kleinen Kinde in das Zimmer, dem vor ein Paar Wochen Haus und Hof und alles, was er hatte, verbrannt war. Ihr gabt dem Kinde die Hälfte eures Frühstücks und batet mich, dem Manne auch etwas zu geben. Drauf giengt ihr in eure Lehrstunden, und (wie ich von dem Lehrer, den ich fragte, erfuhr) hörtet ihr mit aller Aufmerksamkeit dem Unterrichte zu. Das alles war freylich nichts mehr als Schuldigkeit, aber es freute mich sehr, daß ihr eure Schuldigkeit erfüllt hattet. Deswegen machte ich Anstalt, euch wieder ein ausgezeichnetes Vergnügen zu machen. Wir fuhren nach Tische, wie ihr wißt, nach Thalheim zu dem Verwalter. Da gab es frische Milch, da führten euch seine Kinder in die Erdbeeren, und beschenkten euch beim Wegfahren noch mit einem Eichhörnchen, das euch lange genug viel Freude gemacht hat.

So wie es euch damals, und mehrere male gieng, daß ihr belohnt wurdet, wenn ihr gut waret, so geht es jedem Menschen, zumal nach seinem Tode.

Wir

Wir alle sind Kinder eines allmächtigen Vaters, der uns alle kennt, wie jeder andere Vater seine Kinder kennt, der unser Betragen immer beobachtet, und es so einrichtet, daß derjenige am besten belohnt wird, der sich am besten betragen hat. Dieser Vater heißt Gott. Wenn man thut, was man schuldig zu thun ist, wenn man hält, was man versprochen hat, wenn man mit allen Leuten gut ist, und ihnen, wenn man kann, was zu Gefallen thut, da ist man diesem Vater gehorsam, und da wird man, wenn ers für gut befindet, von ihm belohnt.

Ein Mensch, der nun manchmal mit Fleiß über sich nachdenkt, der sich vorstellt, wie es seyn würde, wenn er sterben wird; der sich dann unsern mächtigen Vater vorstellt, wie er auf seine Kinder, die Menschen, Acht hat, wie er den Lauf der Dinge so anordnet, daß der gute, gewissenhafte Mann auf einmal ein Glück findet, an das er wohl gar nicht gedacht hat; ein Mensch, der das alles thut, und sich nun vornimmt, so rechtschaffen zu seyn, daß er diesem Vater gefallen kann; der alle Menschen wirklich liebt, und ihnen Dienste erweiset, wo er kann, von einem solchen Menschen sagt man, er hat Religion.

Ich hoffe, meine Kinder, daß ihr nun wissen werdet, was ihr euch bei dem Worte: Religion zu denken habt: wenn ihr es im Buch findet, oder von andern Leuten hört. Es giebt kein Wort in der Sprache, was man seltener brauchen sollte, als dieses, weil man, so oft es ausgesprochen wird, gleich daran denken sollte, was dieses Wort bedeutet. Tod, Unsterblichkeit, Gott und Rechtschaffenheit, tragen alle dazu bei, den Sinn dieses Wortes zu bestimmen.

Eben deswegen aber müßt ihr, meine Kinder, die größte Ehrfurcht für einen Mann haben, der mit Ehrerbietung und — selten von der Religion spricht. Ersuchet nun euern Lehrer auf diesen Vorstellungen, die ich in euch von Gott, Seele und Unsterblichkeit erweckt habe, fort zu bauen; und nehmt euch ernstlich vor, in dem Religionsunterricht die höchste Aufmerksamkeit anzuwenden, die euch nur möglich ist.

Dies ist denn nun alles, was ich euch noch zu sagen habe, ehe ich aus dieser Welt scheide, und in eine andre hingehe, wohin ihr mir, bald oder spät, auch folgen müsset.

Ich fühle mein Herz erleichtert, und meine Schmerzen gelindert, wenn ich daran denke, daß ihr mit diesem Brief in der Hand manchmal im

Felde

Felde und Wald spatzieren, und seinem Innhalt nachdenken werdet. Ich sehe die besten Entschlüsse in euch empor steigen, und sehe euch geliebt von jedermann. Lebet wohl! Lebet tausendmal wohl! Ich drücke euch in Gedanken an mein väterliches Herz.

Das war viel neues auf einmal für Wilhelm. Auch er hatte seinen Vater noch niemals von Gott, Unsterblichkeit und Religion sprechen hören; was er aber bei andern davon gehört hatte, das war so unbestimmt, und so zur Unzeit geredet worden, daß ihm die Sache eben nicht wichtiger vorkam, als wenn man von des Königs in Persien seinem Pantoffel redete. Er bat seinen Vater, ihm mehr von Gott und Religion zu sagen. Dieser meinte, daß er es nicht versprechen könnte, sondern die Sache erst überlegen müßte, und so mit hatte die heutige Unterhaltung, die Wilhelm gar zu gerne noch länger gewünscht hätte, ein Ende.

## Neunter Spatziergang.

Ich wundere mich sehr, sagte Hr. Gutwill zu Wilhelm, da sie auf dem Birkenhügel hinter dem Garten, unter dem Schatten eines Baumes saßen, ich wundre mich sehr, mein Sohn, daß alles, was in dem Briefe des Amtmanns von Gott geschrieben ist, Dir so fremd war, als hättest Du nie davon gehört, oder über die Dinge, die Dir alle Tage vorkommen, niemals nachgedacht. Denn da hättest Du immer entdecken müssen, daß nicht einmal der Grashalm, den ich hier in meinen Fingern halte, von selbst entstanden seyn kann, sondern von einem mächtigen Wesen, das wir Gott nennen, hervorgebracht seyn muß.

Du weißt, daß dieser Grashalm aus einem Saamenkorn hervor gewachsen ist. Wo ist aber das Saamenkorn hergekommen? nicht wahr, es ist auch an einem Grashalm gewachsen? dieser Grashalm entstand wieder aus einem Saamenkorn, und so weiter, bis wir zulezt auf jemand treffen, der das Saamenkorn erschaffen, und es mit dem Keim zu einem künftigen Grashalm versehen hat. Und dieser jemand ist Gott.

Du kennst ja das fröhliche Lämmchen unsers Nachbars. Du hast auch seine Mutter gesehen; entsinnest Du Dich nicht mehr, daß sie vor zwei Jahren auch noch ein Lämmchen war, und so herum sprang. Eben so stammte diese von einer andern Mutter ab, diese wieder von einer, und so gieng es denn immer fort, bis wir einmal in Gedanken auf eine Mutter treffen, die keine Mutter wieder gehabt hat, sondern selbst von jemand erschaffen worden ist. Und dieser jemand ist Gott.

Ich habe einen Vater gehabt, so wie ich Dein Vater bin. Mein Vater hatte wieder einen Vater, dieser wieder einen, und so geht es weiter fort, bis ich zulezt auf einen Mann stoße, der keinen Vater gehabt hat, sondern von irgend jemand erschaffen worden ist. Und dieser jemand ist Gott.

Siehst Du, mein Sohn, so triffst Du das Werk der Gottheit an, du magst nachdenken, worüber Du willst.

Aber das ist zu bewundern, und das verdienet unser fortgeseztes Nachdenken, daß dieser Gott alles, was er erschaffen hat, gut und ganz vortreflich gemacht hat. Du wirst nichts in der Welt antreffen, was nicht seinen Nuzzen hätte. Und wenn Du wirklich etwas fändest,

 was

was Dir keinen Nuzzen zu haben schiene, so darfst Du sicher glauben, daß Du, wenn Du älter und erfahrener wirst, den Nuzzen dieses Dinges gewiß erfahren wirst.

Es giebt Leute, die es nicht gern haben, wenn, in heissen Sommertagen, manchmal ein Gewitter kömmt. Dieses sind kurzsichtige Leute, mein Sohn; ein einziges Gewitter bringt mehr Vortheile, als der reichste Monarch auf der Welt nicht bezahlen könnte, wenn er sie kaufen müßte. Die Luft, die wir einathmen, ist uns, wie Du weißt, nöthiger als Speise und Trank. Du kannst Stunden lang warten, ehe Du etwas zu essen oder zu trinken bekömmst, versuche es aber einmal, Dir einige Augenblicke Mund und Nase zu zuhalten, daß Du keine Luft zum Athemholen bekömmst; Du wirst für Schmerzen nicht bleiben können, und würdest sterben müssen, wenn Du fortführest, diese Probe länger zu machen.

Alles, was wächst und lebt, dünstet aber aus, eben so, aber nur feiner, wie Du aus einem Topf voll heissen Wasser den Dampf in die Höhe steigen siehst. Alle die Ausdünstungen steigen in die Luft, und faulen darinne. Dadurch wird die Luft selbst faul und übelriechend; Menschen und Thiere müssen diese faule

Luft

Luft einathmen, das ist ihnen aber sehr beschwerlich und ungesund. Wäre es also nicht gut, wenn jemand vorhanden wäre, der die Kunst verstände, die faulenden, ungesunden Sachen aus der Luft weg zu schaffen? Dieses Amt, mein Sohn, ist den Gewittern aufgetragen. Diese zerstreuen und verbrennen die ungesunden Dünste. Daher kömmt es, daß nach einem Gewitter die Luft so gut riecht, da ist sie wieder rein gemacht von den schädlichen Dünsten.

Zweifelst Du noch an der Nüzlichkeit der Gewitter? und doch habe ich Dir nur einen einzigen Vortheil derselben genennt. Denn sie befördern auch noch den Wuchs der Gewächse, der Thiere und Menschen, wie ich Dir ein andermal erzählen kann.

Die Fliege, die Dir vor den Ohren herum sumset, auch sie hat ihren Nuzzen. Sie dient einem Vögelchen zur Speise, das uns mit seinem Gesang erfreuet, und uns, wenn wir wollen, auch zur Speise dienet.

Der Frosch, den Du im Garten in Deinen Beeten antrafest, hat Dir wirklich Gutes gethan. Er frißt die kleinen Schnecken und Gewürme, die Deine Pflanzen verderben würden.

Es wird Dir, je älter und verständiger Du wirst, eine immer angenehmere Beschäftigung seyn, über die bewundernswürdige Einrichtung und gute Ordnung, die überall eingeführt ist, wohin Du nur sehen kannst, nachzudenken. So wie alles von den Kleinigkeiten um Dich her, eine gewisse Absicht zu erreichen bestimmt ist, so ist es auch in großen, von uns entfernten Dingen bestellt.

Hast Du wohl je bedacht, welche mannichfaltige und unermeßliche Vortheile uns der Sonnenschein verschafft? Ich hätte Dich, und Du hättest mich noch nicht gesehen, wenn keine Sonne da wäre, die es helle macht! Die Sonne macht alle Gewächse, alle Bäume wachsen. Wie traurig ist's im Winter, da wir so wenig Sonnenschein haben, und da dieser geringe Sonnenschein so wenig wärmen kann! Du würdest keine Kirschen, keine Aepfel und Pflaumen und Birnen gegessen haben, wenn nicht die Sonne das Erdreich erwärmt und fruchtbar gemacht hätte. Glaubst Du aber, nur wir allein genießen diesen Sonnenschein, und diese Vortheile davon? Jeder Mensch, und jede Pflanze auf unserm Erdboden genießt ihn mit, und so wie unsre Erdkugel ist, so giebt es wenigstens 15 Erdkugeln, die zum Theil weit größer sind,

als die unsrige, die von der nemlichen Sonne, die uns täglich leuchtet und warm macht, Licht, Wärme und Fruchtbarkeit erhalten.

Jeder Stern, mein Sohn, den Du am Himmel siehst, ist so eine Sonne. Wie vielen Millionen Erdkugeln werden durch diese Sonnen nicht alle Vortheile ertheilet, die wir von der unsrigen genießen!

Fragst Du nun, wer das alles gemacht, das alles so angeordnet hat, so wirst Du bald die Antwort finden, daß niemand, als Gott, mächtig genug war, es zu erschaffen und einzurichten. Und dieser Gott, mein Sohn, ist unser beider Vater, ist aller Menschen Vater, ist aller Thiere und Gewächse Vater, und liebt alles, was er gemacht hat, so, wie es geliebt zu werden verdienet.

Er hat jedem Dinge eingegeben, was es seyn soll; und dem Menschen hat er befohlen, rechtschaffen zu seyn. Das muß Dir ein wichtiger Bewegungsgrund seyn, das Böse zu meiden, und Gutes zu thun. Dann kannst Du sagen, daß er gewiß für Dich sorgt, und daß Dir nichts wiederfährt, was er nicht für gut befindet, Dir begegnen zu lassen. Es ist doch ein beruhigender Gedanke, zu wissen, daß man der Liebling eines so mächtigen Vaters ist.

Hier

Hier endigte Herr Gutwill, ob er gleich noch eine Geschichte im Kopf hatte, die er seinem Sohne erzählen wollte, weil er befürchtete, sein Sohn möchte eines und das andere von dem heute Gesagten wieder vergessen, zumal wenn er ihm noch mehr dazu sagte; er beschloß also, seine Erzählung bis morgen zu versparen.

## Zehnter Spatziergang.

Ich kenne nichts wichtigeres, mein Sohn, sagte Hr. Gutwill zu Wilhelm, als den Gedanken immer bey sich zu haben: Gott ist Dein Vater; es begegne Dir, was es sey, so hat er Dir es zugeschicket, und es zu Deiner Besserung veranstaltet. Es giebt schmerzhafte Krankheiten, Todesfälle und andre Vorfälle im menschlichen Leben, die uns so wehe thun, daß man wünschte, nie gelebt zu haben. Hat man da den Gedanken vergessen, daß Gott dieses geschickt hat, so ist man in Gefahr, auf die verabscheuungswürdigsten Entschlüsse zu gerathen. Höre einmal folgende Geschichte:

In

In dem Theile des großen Weltmeeres, welchen man den Indischen Ocean nennt, liegen, nebst vielen andern, einige Inseln, welche man Peljuh oder Paloos-Inseln nennt. Man hat zwar ihre Lage gekannt, aber von ihren Einwohnern bisher noch nichts gewußt, weil vielleicht noch kein Europäisches Schiff bey ihnen gewesen ist.

Vor neun Jahren litt ein englisches Schiff, nicht weit von diesen Inseln, Schiffbruch. Die Mannschaft rettete sich in Booten auf einer derselben. Bald kamen die Einwohner herbei, sahen die Fremdlinge, staunten sie an, thaten ihnen aber nichts zu Leide. Man suchte so viel es möglich war, mit ihnen zu reden, und fand immer mehr Ursache, den richtigen Verstand und die sanfte Gemüthsart der Insulaner zu bewundern. Die Engländer erhielten auch von ihnen die Erlaubniß, sich auf dieser Insel wieder ein Schiff zu bauen. Während dieser Arbeit, die einige Monate Zeit erforderte, stattete auch der König, seine Brüder, Freunde und andre Vornehme der Insel häufigen Besuch bei den Engländern ab, bewunderten ihre Werkzeuge, erstaunten über ihre Kunst, ein so großes, zusammengeseztes Fahrzeug zu bauen, hörten mit der größten Aufmerksamkeit zu, wenn ihnen die

Engländer von der guten Einrichtung und der Bequemlichkeit, die in England und in andern Europäischen Reichen eingeführt ist, erzählten, und wurden ihnen so gut, daß sie ihnen so gar die ganze Insel schenkten, auf der sie gelandet waren. Besonders fragte der König nach allem auf das genaueste, und da er fand, daß ihm die Fremden die Wahrheit sagten, so beschloß er seinen Sohn dem Capitain des Schiffes, (er hies Wilson) mit zu geben; damit er in Europa recht viel Neues und Gutes sehen und lernen, und es dann auf seiner Insel einführen könnte.

Verehre das Zutrauen, mein Sohn, das der vortrefliche Mann hier gegen Leute äußerte, die er noch nie gesehen hatte, deren Heimath so weit von seinem Reiche entfernt war. Ein solches Zutrauen konnte nur ein Mann fassen, der selbst noch keinen Menschen betrogen hatte, und nie einen Betrug begehen wird.

Li-Bu, so hieß der Prinz, unterwarf sich den Wünschen seines Vaters; trat mit den Engländern die Reise nach Europa an, und kam glücklich nach London, wo er in dem Hause des Herrn Wilson wie ein Sohn gehalten wurde. Er gab hier die vortreflichsten Beweise von seinem guten Herzen und von einem sehr richtigen

und

und scharfen Verstande. Er lernte so viel er konnte, und merkte sich alles was er sah, und sprach oft mit Entzücken davon, wie er seine Landsleute einst lesen und schreiben lehren und sie in nüzlichen Künsten unterrichten wollte.

O, mein Sohn, warum muß ich Dir sagen, daß dieser gut geartete Jüngling an der Ausführung seines Vorhabens verhindert wurde. Die Blattern von der gefährlichsten Art ergriffen ihn, er starb troz aller Bemühungen eines der berühmtesten Aerzte in London.

Beweine den guten Jüngling, bedaure Hrn. Wilson und alle die Freunde, die sich der Prinz in London durch seine vortrefliche Gemüthsart erworben hatte; aber spare den größten Theil Deines Mitleides, ich weiß einen Mann, der es eher verdient, als diese — es ist der Vater des Jünglings.

Am Abend vor der Abreise des Schiffes befragte König Abba-Thulle den Capitain, wie viel Zeit wohl hingehen möchte, ehe sein Sohn nach Peljuh zurückkehrte? Der Kapitain antwortete, es könnten 30 Monden, vielleicht auch 36, darüber verfließen. Abba-Thulle zog aus seinem Handkorbe eine Schnur, machte 30 Knoten,

ten, ließ einen langen Zwischenraum, machte dann wieder 6 Knoten hinein, und legte die Schnur sorgfältig bei Seite.

Langsam und sicher geht mittlerweile die Zeit ihren Schritt. Du siehst, mein Wilhelm, im Geiste den besorgten Vater, wie er an diesem theuren Faden der Erinnerung haftet, und die erste Zeit hindurch mit frohem Sinn Knoten löset; bald, wenn er Fortschritte merkt, mit steigendem Entzücken das Geschäfte des Vaterherzens verrichtet, und so wie der dreißigste Mond herannaht, den trägen Planeten beschuldigt, daß er zu langsam seinen Kreis beschreibet.

Gegen das Ende seines längsten, spätesten Termins mischt sich von Zeit zu Zeit ein banger Zweifel in die Freuden der väterlichen Zärtlichkeit; allein noch lebt seine Hoffnung, noch hebt sie ihn empor. Mit spähendem Blick geht er am Meerstrande hin und her, und schickt seine Kundschafter auf die Felsenhöhen, um mit dem Auge den Kreis des Horizonts, den scharfen Rand des Oceans zu durch laufen, ob nicht etwa die entfernte Gestalt eines zurückkehrenden Schiffes ihn durchschneidet? Zulezt, guter Abba-Thulle! wenn dich, des langen Harrens müde, die vielen seit dem Schluß deiner verflossenen

Mon-

Mondenrechnung zugegebenen Tage endlich mahnen, daß du vergebens gehofft, o dann — —

Deine Thränen sind gerecht, mein Sohn, ich kenne nichts Herzbrechenderes als die Lage des guten Abba-Thulle. Hier ist es aber, wo die Ueberzeugung von einer Vorsehung, die unsre Schicksale lenkt, allein den Muth noch aufrecht erhält. Das würde auch bey Abba-Thulle der Fall seyn, meint der englische Geschichtschreiber, aus welchem ich diese Erzählung für Dich genommen. Er wird nicht verzweifeln, sagt er, wir kennen ihn ja, den felsenfesten Sinn, womit er den Prüfungen des vielfarbigen Lebens entgegen geht; wir kennen den Mann, dessen Leidenschaft nicht von einem Extrem zum andern übergeht. Schwächere Geister mögen hoffen und dann verzweifeln; ihre Liebe mag sich in Haß verwandeln; in seinem Herzen wird der Sturm allmählich sich in Stille verlieren, und diese männliche Stille heißt Ergebung — Ergebung in den göttlichen Willen.

Siehe, mein Sohn, hub Hr. Gutwill nach einer Pause wieder an, solche Auftritte kommen im menschlichen Leben vor. Du bist ihnen selbst nicht weniger ausgesezt als ein anderer. Bereitest Du Dich nicht in ruhigen Stunden darauf

 vor,

vor, wie kannst Du hoffen, daß Du in den Tagen des Leidens die heilsamen Wirkungen solcher Trostgründe erfahren wirst. — Es trägt indessen viel dazu bey, alle seine Schicksale als Verhängnisse Gottes annehmen zu können, daß man durch schlimme Thaten nicht den Gedanken in sich erwecke, daß diese Leiden gerechte Strafen sind, die man sich durch die Uebertretung der Pflichten selbst zugezogen hat.

In solchen Fällen versagen diese Betrachtungen ihre Kraft, und lassen den verzagten Leidenden ohne Linderung schmachten. Erfüllung unsrer Pflichten ist demnach bei weitem das sicherste Mittel zu unsrer Seelenruhe und Glückseligkeit. Ich trage deswegen kein Bedenken, Dir noch ein Beispiel zur Nachahmung hier aufzustellen, und Dich dann Deinen eigenen Betrachtungen über diese Materie zu überlassen.

In einem Dorfe, dessen Nahmen ich vergessen habe, giengen zwei ziemlich erwachsene Knaben vor einem Hause vorbei, wo ihnen der Geruch von etwas verbrannten in die Nase fuhr. Sie stiegen von hinten in das Haus, weil sich auf ihr Anpochen niemand meldete, der die Thür geöffnet hätte. Nachdem sie alle Winkel durchsucht hatten, gehen sie auf den Boden, und finden

den in dem Schindeldache einige glimmende und rauchende Schindeln. Einer von ihnen läuft gleich nach Wasser; der andre holt eine Axt, hackt die brennenden Schindeln los, und wirft sie auf die Gasse. Auf diese Art wurde durch die Entschlossenheit der beiden Knaben wenigstens dieses Haus, vielleicht das ganze Dorf, gerettet. Der Vorfall blieb nicht unbekannt. Er kam zu den Ohren des Fürsten. Dieser beschloß, die Knaben auszeichnend zu belohnen. Vor einer großen Versammlung der Einwohner seiner Residenz auf öffentlichem Markte ließ er ihnen durch einen seiner Räthe eine Ehrenmünze auf die Brust hängen, und machte sie auf Lebenszeit von allen Abgaben und Diensten frei.

Es sollte mir nicht schwer fallen, zu behaupten, daß diese beiden entschlossenen und rechtschaffenen Knaben jedes Ungemach des Lebens, selbst den Tod ihrer nächsten Anverwandten, mit der gehörigen Standhaftigkeit erduldet haben würden. Der Glaube an eine alles lenkende Vorsehung muß in einem Gemüthe, das sich seiner Pflichten immer zu unterziehen bereit ist, vortreflich Wurzel fassen, und dieses Gemüth von erlittenen Unglücksfällen aufs schleunigste heilen.

Ich gebe Dir nun einige Wochen Zeit, mein Wilhelm, über das, was Du seit drei Abenden gehört hast, recht anhaltend nachzudenken. Du wirst mir die größte Freude machen, wenn Du bei vorkommenden Gelegenheiten mir Beweise giebst, daß diese Erzählungen Dein Herz menschenfreundlich und gefällig, und Deinen Muth fest gemacht haben.

Der Vater umarmte seinen Sohn, und beide giengen zurück in ihren Garten.

Ende.

Stadtbibliothek Augsburg

E.

8°

Bild.

Heusinger

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heusinger, Johann Heinrich Gottlieb,

Gutwills Spatziergänge mit seinem Wilhelm für junge Leser herausgegeben

Zittau 1792

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bild 938
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11234898-5
VD18 12449393-001